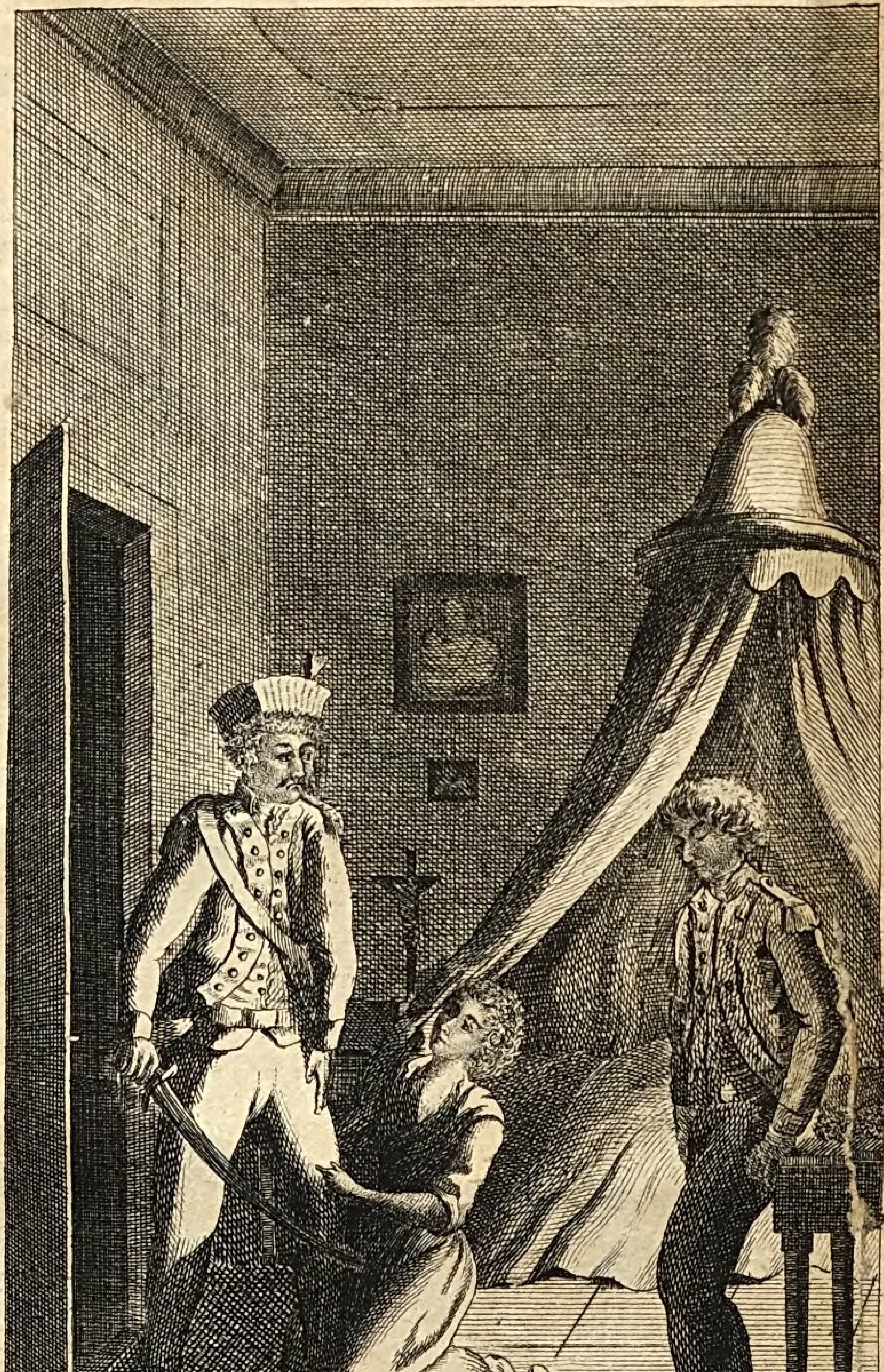

Der
arme Philipp.

Eine wahre Geschichte

(aus den bambergischen Landen.)

Vom

Verfasser der Familie im Schwarzwalde.

Erster Theil,

mit einem Kupfer.

21 Gr.

Halle,
in J. C. Hendels Verlage.
1800.

Philipps Vater war ein armer, sehr armer Mann, wohnhaft im Bambergischen. Er war ehedem drei Meilen von der Residenz bei einem Landkavalier Revierjäger, Tafeldecker, mit einem Worte: Livreejäger gewesen. Sein Herr war gestorben, und die Erben verkauften das Guth an einen andern. Der neue Herr brachte auch einen neuen Jäger mit, also war Georg (so hieß Philipps Vater) überflüßig. Doch war die neue Herrschaft so gnädig, ihn nicht ganz zu verstoßen, sondern räumte ihm auf Zeitlebens eine kleine Fröhnerwohnung ein, mit dem Beding, daß er im Sommer die Sperlinge und Tauben, auf dem Felde, unentgeldlich verscheuchen, und die Lerchennetze und anderes Jagdgezeug, theils – aber um einen sehr mäßigen Preis – ausbessern, theils neu verfertigen mußte.

Georg, so wenig auch diese Funktionen abwarfen, war doch dabei vergnügt,

und sein Vergnügtseyn stützte sich auf seinen einzigen Sohn Philipp. Und so arm der Vater war, so ließ er doch seinen Sohn alles lernen, was er nämlich bei dem Schulmeister des Dorfs lernen konnte: neben dem Christenthume, Rechnen, Schreiben, auch ein Bißchen Historie und Geographie.

Der Schulmeister ein braver und, nach seiner Art, einsichtsvoller Mann, entdeckte in dem kleinen Philipp bald natürliche Anlagen zu höheren Wissenschaften, besonders zur Musik. Er gab ihm unentgeldlich Unterricht im Klavier, und freute sich, daß der Knabe in Jahr und Tage schon die Orgel schlagen konnte; dann lehrte er ihn die Violine spielen; auch damit brachte es der Jüngling in kurzem so weit, als es sein Lehrmeister auf diesem Instrument selbst gebracht hatte. Die Flöte lernte Philipp von sich selber, denn der Schulmeister konnte solche selber nicht blasen. Aber Philipp hatte im Dorfe einen Knaben zum Gespielen, dessen Vater ein sogenannter Dorfmusikant war, welcher

welcher in der Woche Schuhe flickte und des Sonntags in den Wirthshäusern Musik machte. Dessen Sohn besuchte nun Philipp sehr oft, und von diesem erbettelte er sich eine alte Flöte, auf der er vermöge seines guten Gehörs von sich selber blasen lernte.

Der brave Mann von einem Schulmeister hatte über alles eine recht herzliche Freude, und sagte oft zu dem alten Georg: aus dem Knaben könnte einmal was werden, und es wäre Schade, wenn nichts mehr als ein Jäger aus ihm, und er von dem Studiren abgehalten werden sollte. Aber woher nehmen? sagte der alte Georg; ich thät' alles gern; aber so liegt der Knüppel beim Hunde! wie man im Sprüchwort zu sagen pflegt. Schon die wenigen Groschen Schulgeld, so gern ich dies gebe, werden mir sauer, und kleiden könnte ich ihn gar nicht, wenn nicht meine alten Kameraden, die noch im Brod sind, mir dann und wann eine abgesetzte Livree zuwürfen, daraus ich ihm dann ein Klüften machen lasse, damit

er sich nur vor den Leuten sehen lassen kann, denn der Bube ist ambitiös. Das gefällt mir eben von dem Knaben, versetzte der Schulmeister, daß er neben seinem Fleiße auf Reinlichkeit und Ordnung hält, was man sonst selten bei einander zusammentrifft. Wegen des Schulgeldes, guter Vater Georg, seyd ihr ganz ohne Sorge, denn ich muß euch nur sagen, daß alles das Schulgeld, welches ihr mir gegeben, in meinem Schaff für den Knaben aufgehoben liegt, in der Absicht es ihm zu seiner Zeit wieder zu geben; aber sagt ihm davon nichts, er möchte sonst lüderlich werden, und die paar Kreutzer, die er Sonntags verdient, verthun. Verdiente denn Philipp schon Geld? Ja wohl! meine Leser wissen, daß er Violine spielte, und da wartete er zuweilen im Gasthofe mit auf, wenn zufälliger Weise ein Musikant von der Gesellschaft anderswo zu thun hatte, oder etwa krank geworden war. Auch verdiente Philipp zuweilen ein paar Kreutzer mit Bothschaftlaufen, Kinderwarten, Taubenhüthen

u. s. w.

u. s. w. wenn seine Schulstunden vorbei waren. Kurz, er war zu allem geduldig und bereit; daher hatten ihn auch alle Einwohner des Dorfs lieb, und sein Vater empfieng seinetwegen manche Wohlthat aus den Bauerhöfen. Nur die gnädige Herrschaft war ihm nicht hold, denn Philipp war nicht allein gelehriger als der hochgeborne Junker, sondern war auch gegen ihn in Wuchs und Ansehn wie ein Adonis gegen einen Satyr.

Aber was machte sich Philipp draus: er war munter und froh, daß er den Schulmeister und die Bauern im Dorfe zu Freunden hatte. Hierzu gesellete sich auch bald der neue Pfarrer des Orts, denn der alte, welcher gern schmaußte, und deshalb von der gnädigen Herrschaft abhieng, war gestorben.

Pater Anton (so hieß der neue Pfarrer) war ein eben so gelehrter als rechtschaffener Mann, der sich um nichts weiter bekümmerte als seine Amtsverrichtungen, und

des-

deshalb ward er auch bald von seiner Gemeine allgemein geliebt, so wie von der Herrschaft gefürchtet. Und wenn auch der Schulmeister ihm Philippen nicht vorzüglich empfohlen hätte, so würde doch dieser der Aufmerksamkeit dieses einsichtsvollen Mannes nicht lange entgangen seyn.

Einsmahlen traf sichs, daß der Pater gerade über das Feld gieng, wo Philipp die Tauben hütete. Die Tauben fraßen in guter Ruhe die Saat weg: Philipp las in einem Buche, und schien sehr vertieft zu seyn; bald schlug er das Buch, bald die Augen zu. Der Pater merkte, daß er etwas auswendig lerne, und nahete sich ihm unvermerkt. Was hast du denn da für ein Buch? fragte der Pater den Knaben. Schnell sprang dieser auf, nahm sein Mützchen ab, und stotterte hervor: es ist der Donatius; ich habe mir selbigen von Pachters Fritzen geborgt.

Pater. Kannst du denn darin lesen?

Philipp.

Philipp. O ja, Euer Hochwürden: ich kann schon dekliniren, rück und vorwärts; auch kann ich schon das Präsens von Amo. –

Der Pater nahm das Buch und überhörte ihn, und zu seiner Verwunderung, konnte Philipp nicht allein vor und rückwärts, sondern auch außer der Ordnung antworten. Schön und alles gut, sagte der Pater; aber weißt du nicht, mein Sohn, wozu du gedungen bist: du sollst die Tauben verjagen, und derweile du hier sitzest und studirest, fressen jene in guter Ruhe die Saat weg. Kannst du denn nicht andere Stunden dazu anwenden? Philipp erzählte ihm nun, daß er schon alle Stunden mit andern Dingen besetzt habe, und den Sonntag, den ihn der Pater vorschlug, müsse er sich ein paar Kreutzer zu verdienen suchen, um sich dies und jenes anschaffen zu können, denn sein Vater sey arm, und könne ihm nichts geben. Wenn er nur erst zwei Gulden zusammen hätte, dann wolle er sich selbst einen

Donat und auch ein lateinisches Lexikon kaufen, er wisse beides für den Preis alt zu kriegen. Der Pater versprach ihm beides umsonst zu geben, und gieng, und Philipp lief und jagte die Tauben weg. Aber nicht lange, so setzte er sich wieder hin, und lernte von neuem fort.

Der Pater, welcher ihn von ferne beobachtet hatte, kehrte itzt wieder zurück: aber, Philipp, sagte er, was habe ich dir vorher gesagt?

Philipp Ich weiß es wohl noch; aber, verzeihen Euer Hochwürden, ich muß bis morgen früh mein Pensum auswendig lernen, und bis morgen früh das Aktivum und Paßivum vor und rückwärts können, eher gehe ich auch nicht zu Bette und stehe frühzeitig auf.

Pater. Ist denn der Herr Schulmeister so strenge?

Philipp. Ach, das nicht; das thu ich nur für mich; beim Herrn Schulmeister habe ich gar keine lateinische Stunde; und

ich

ich habe doch gehört, daß das Lateinische unentbehrlich ist, wenn man orthographisch richtig schreiben lernen will; und ob ich schon eine leidliche Hand schreibe, so ärgere ich mich allemal, wenn ich sagen höre: der Junge schreibt hübsch, schade nur, daß es nicht orthographisch richtig ist – das ärgert mich, und deshalb, Euer Hochwürden gebe ich mir alle Mühe, es sobald wie möglich zu lernen, wenn ich nur erst einen Casum setzen könnte.

Pater. Das alles würde geschwinder gehen, und dir leichter werden, wenn du lieber ein paar Stunden in der Woche von dem Herrn Schulmeister dich im Latein unterrichten ließ'st, denn die Regeln und Schönheiten dieser treflichen und Hauptsprache kann man von sich allein nicht lernen, und wenn man sich auch noch so viel Mühe giebt.

Philipp. Ich glaube es wohl, und fühle es am besten, wie schwer es mir wird; aber wie soll ich mir anders helfen? Der

Herr

Herr Schulmeister hat so schon genug an mir gethan, und lange schon kein Schulgeld von meinem Vater genommen. Sollte ich nun von neuem mit dem Lateinischen ihm beschwerlich fallen, da er selbst seinen Sohn, lateinisch zu lernen, in die Stadt geschickt hat? – nein, lieber will ich mir alle Mühe geben, und Tag und Nacht nicht ruhen; wenn ich nur so viel lerne, daß ich orthographisch richtig schreiben kann, dann bin ich schon zufrieden.

Pater. Wohlan denn; so sollst du alle Wochen bei mir einige lateinische Stunden haben, und damit du auch den Sonntag besser anwenden kannst, will ich dir so viel vergüten, als du gewöhnlich mit deiner Violine auf dem Tanzboden verdienst.

Philipp küßte dem ehrwürdigen Pater mit trähnenden Augen die Hand, und meinte, daß ihn letzteres vorzüglich freue, denn oft käme er nicht vor zwölf bis ein Uhr des Nachts zu Hause, und dann wäre er den ganzen Montag zu nichts rechts aufgelegt.

Der

Der brave Pater hielt Wort, und schon mit der neuen Woche hüthete Philipp weder die Tauben mehr noch machte er in den Schenken und auf den Tanzböden weiter Munt. Philipp erhielt alle Wochen vier Stunden im Lateinischen, manchmal wurden auch acht Stunden daraus, überdem schenkte ihm der Pater alle dazu erforderliche Bücher, und in einem Jahre konnte Philipp schon den Kornelius Nepos exponiren, aus dem Deutschen ins Lateinische übersetzen, und verstand mehr Lateinisch, als zum blossen orthographice schreiben nöthig ist. Nebenbei hatte ihm auch der gutmüthige Pater die Anfangsgründe der Geometrie beigebracht, und Philipp würde noch viel gelernt haben, wenn ein gerechtes Schicksal den würdigen Priester nicht in eine bessere Station abgerufen hätte.

Der neue Pfarrer war dem vorigen in keinem Haar gleich, weder an Menschenliebe, noch – auch vielleicht an Wissenschaften nicht.

Philipp

Philipp hatte eben das sechszehnte Jahr erreicht. Dies war gerade die Zeit, wo er sich zu einer vesten Lebensart bequemen sollte. Gern hätte ihn sein Vater Georg zum Studiren bestimmt, allein Studiren kostet Geld und wo das hernehmen? Also werde ein Jäger, hieß es, was dein Vater ist. Philipp war es zufrieden und hatte auch wirklich Lust dazu. Georg brachte ihn in der Absicht zu einem seiner alten Kameraden, welcher drei Meilen davon eine mäßige Försterstelle bekleidete. Philipp mußte als Baarschaft eine Flinte und Büchse mitbringen; zur Flinte hatte Philipp gesammlet, und was die Büchse kostete, dazu reichte gerade das zurückgelegte Schulgeld, welches itzt der wackere Schulmeister mit wahrem Vergnügen herausgab.

Philipp war nun Jägerbursche; er hatte drei Jahre zu lernen, und hielt sich die drei Jahre so brav, daß er nicht allein das beste Zeugnis erhielt, sondern sein Lehrherr hatte ihn obendrein ganz neu gekleidet.

Diese Kleidung bestand in ein Paar neuen Stiefeln, gelben hirschledernen Hosen, einer rothen Weste, mit goldenen Bandtressen, grünen Jacke, neuem Oberhemde, schwarzer Halsbinde, und einem grünen Kasket. Eine Jagdtasche von Dachsfell und einen Hirschfänger mit tombacknem Kuppel, hatte sich Philipp selbst geschaft.

So trat Philipp in seines Vaters Hütte. Der Alte freute sich unsäglich; und alle Bauermädchen sagten, da sie ihn am nächsten Sonntage in der Kirche sahen: Jägers Philipp ist bei Gott und Marie, ein schmucker Bube! Sie hatten nicht unrecht. Philipp war neunzehn Jahr alt, seine Länge war die gefällige Mittelgröße, in der Taille schlank, wie eine Zederntanne, und dennoch fleischig, seine runden Wangen strotzten voll gesunden Bluts, seine Augen glichen der reifen Schlee, und sein Haar wetteiferte mit dem Glanz des Raben.

Vater Georg hatte die Gewohnheit die ganze Woche durch zu arbeiten; aber am Sonn-

Sonntag pflegte er zu ruhen, und sich, nach seiner Art, etwas zu gute zu thun. In dieser Absicht gieng er gewöhnlich Sonntags Nachmittags in den eine kleine Stunde vom Dorfe entlegenen, sogenannten großen Gasthof, und that sich da etwas zu gute, indem er eine geräucherte Bratwurst aß, und einen, höchstens einen und einen halben Seidel Wein trank. Diesmal aber gieng mehr drauf, denn es langten zwei Bratwürste und vier Seidel Wein nicht, aber dafür hatte er auch seinen Sohn Philipp bei sich, und so oft ein Bekannter von ihm diesen lobte, so oft trank auch der Vater nach. Vater Heinzmann, (so hieß der Wirth) hatte selbst eine Freude über Georgs Sohn, aber noch mehr hatten solche seine zwei Töchter. Und gerade mußte es sich auch treffen, daß Kätchen, des Wirths jüngste Tochter aus der Stadt zurückgekommen, wo sie bei einer nahen Anverwandten seit ihrem vierten Jahre erzogen worden war.

Kätchen war in der Stadt erzogen worden, hatte Geschmack gelernt, sie war siebenzehn Jahre alt, wer konnte es ihr also verdenken, daß sie auch Geschmack an dem schlanken, schwarzäugigen, neunzehnjährigen Philipp fand? Sie bewies die Wahrheit davon noch denselben Abend; denn da Vater Georg mit seinem Sohne heimkehren wollte, trat sie ihnen in den Weg, und fragte: Ist denn dieser euer Sohn, Vater Georg? Mein einziger Sohn! erwiederte dieser. Ich habe ihn ja noch nicht gesehn, warum habt ihr ihn denn nicht öfterer mitgebracht? sagte Kätchen weiter. Das kommt daher, antwortete Georg, weil Jungfer Kätchen in der Stadt, und mein Philipp in der Lehre gewesen. Aber ich habe doch oft meine Aeltern besucht, ihr seyd auch da gewesen, aber euren Sohn habt ihr niemals mitgebracht. – Sie, Kätchen, konnte das wohl, Sie war frei, aber mein Philipp war in der Lehre und im Dienst; Sie konnte wohl dann und wann ihre Aeltern besuchen, aber das durfte mein Sohn nicht, auch

wollt' ichs nicht haben; und ich habe ihn selber die ganzen drei Jahre über nicht mit einem Auge gesehen; destomehr aber freue ich mich jetzt über ihn. – Nun, so bleibt doch noch ein Bißchen da, sagte Kätchen schmeichelnd: wir haben heute Musik, und ich möchte doch auch gern tanzen, habe aber keinen Tänzer, da dachte ich so auf euren Sohn – und nun wollt ihr fort. – Ja, liebes Kätchen, meine Zeit ist nun da. – Ihr arbeitet heute doch nicht mehr. – Wenn ich auch nicht mehr arbeite, so habe ich doch schon mein Deputat, und das ist gerade genug. – Für ein paar Seidel ist immer noch Platz. – Das spricht Sie wohl Jüngferchen! aber wie, wenn nun der Beutel nicht zulangt? – So borge ich. Genug, ihr dürft nicht fort; hört nur, an eurem Ort steht schon eine Flasche ächter Johannisberger, den müßt ihr auf meine Gesundheit trinken, sonst werde ich böse. Was meinst du, Philipp? fragte Georg seinen Sohn; gehen oder bleiben wir? das kommt auf euch an, Vater, antwortete dieser: ich gehe, ich

ich bleibe auch. Nun fragte Georg Philippen heimlich, ob er Geld bei sich habe? und da dieser solches bejahete, sagte der Alte; nun, weil es die Jungfer einmal so haben will, so wollen wir noch ein wenig verziehen; bring sie uns noch ein Seidel voriger Sorte.

Kätchen wartete den Befehl nicht ab, und ehe noch Georg und sein Sohn ihren vorigen Platz einnahmen, hatte sie schon Butterbrod und kalten Braten aufgetragen, und schenkte eben, wie sie schon versprochen, ächten Johannisberger ein. Philipp wollte bezahlen, aber Kätchen sagte, es habe Zeit bis nachher, und verschwand.

Kätchen ist immer ein gutes Mädchen, sagte der Alte, und übertrift ihre Schwester Mariane bei weitem; die ist geitzig und grob. Kaum war dies gesagt, so gieng Mariane vorbei, und fragte: nun noch nicht fertig? ich brauche die Teller! Siehst du, Philipp, sagte der Alte, daß ich recht gesprochen. Und merke dirs, wen Gott ge-

zeichnet hat, da hat's seinen Haken. (Mariane, die älteste Wirthstochter war wirklich bucklicht.) Immer habe ichs gerne gesehen, wenn Kätchen aus der Stadt heraus kam, denn da bekam ich immer guten und auch ein reichliches Maas Wein; sie gemahnt mir gerade, wie ihre selige Mutter, die war eine brave Frau, und that vielen Armen Gutes, aber ihre Schwester ist der leibhafte Vater – nun laß's gut seyn, und trink. –

In dem Augenblick kam Kätchen einhergehüpft, und sagte: nun Vater Georg, ihr erlaubt doch, daß euer Sohn mit mir einen Reigen tanzen darf? Ich erlaub's gern, erwiederte Georg, wenn ers nur kann. Kannst du denn tanzen? fragte er seinen Sohn. Dieser nickte statt einer Antwort, und ward blutroth. Kätchen nahm ihn beim Arm und damit gings fort auf den Tanzboden.

Georg trank derweile sein Gläschen Wein, und hatte bald ausgetrunken, aber sein Philipp kam nicht. Es verlor sich ein

Gast

Gast nach dem andern. Er gieng selbst auf den Tanzboden, um Philipp zu erinnern, daß es Zeit sey, nach Hause zu gehen. Aber siehe da, der Alte blieb stehen, sperrte vor Verwundrung Maul und Nase auf; denn sein Philipp konnte nicht nur einen Reigen tanzen, sondern auch Polnisch, Steyrisch, Hanackisch, und vor allem, machte er nach Kätchens eigenem Ausspruch: einen vortreflichen Walzer. Und der alte Narr, statt er zum Heimgehen erinnern sollte, stand wie eingewurzelt da, und sah mit Vergnügen zu.

Endlich hörte auch der Tanz auf, und man gieng zu Hause. 'S ist ein gutes Mädchen, die Käthel, sagte der Alte unterwegs; ich hab's immer gerne gesehen, wenn sie aus der Stadt haußen war – was hat sie denn mit dir geschwatzt? Der Alte diskurirte noch lange fort, fragte Philipp, rühmte Kätchen, und Philipp antwortete nicht.

Man war unterweilen ans Hüttchen gekommen; man gieng hinein, und gieng – zu Bette.

Wer nicht schlafen konnte, war Philipp, nicht, daß ihn seines Vaters Schnarchen daran verhindert hätte, denn den hatte der Johannisberger eingewiegt; nein: es schwebten Bilder vor ihm, die er sich nicht erklären konnte, und eine Unruhe beängstigte ihn, von der er noch keinen Begriff hatte. Er wälzte sich im Bette umher, und war froh als endlich der Tag zu grauen anfieng.

Auch Kätchen soll diese Nacht nicht viel geschlafen, und nach der Zeit selbst gestanden haben, daß es ihr immer vorgekommen, als wenn sich ihr Bettchen bewege, und so oft sie ihre Augen aufgethan, sei es ihr jederzeit vorgekommen, als ob Philipp vor ihr stünde, und sie zu einem neuen Tanz auffordere. Ungeachtet sie aber nicht geschlafen hatte, stand sie doch munter auf, gieng vergnügt an ihre Geschäfte, und sah zehnmal, an diesem Tage, in den Kalender, wie lange es noch auf den künftigen Sonntag sei; denn da verhofte sie Philippen gewiß wieder in ihres Vaters Wohnung zu sehen.

Philipp war noch vor Sonnenaufgang aus dem Bette, und als sein alter Vater, der ihn sonst immer hatte wecken müssen, Wasser hohlte, um sich die Augen auszuwäschen, saß Philipp schon auf dem Schemel und strickte an den Fliegennetzen für des gnädigen Herrn Pferde.

Der Alte hatte eine herzliche Freude darüber, und sagte: recht so, mein Sohn, wir haben so gestern mehr verthan als wir gesollt, wir müssen es durch Fleiß wieder einbringen, und damit setzte er sich auch an seine Arbeit.

Ich will es gewiß wieder einzubringen suchen, entgegnete Philipp, und sollte ich auch die Nächte zu Hülfe nehmen, denn ich kann so nicht schlafen. Aber dann, lieber Vater, fuhr er fort, gehen wir doch auch auf den Sonntag wieder in den großen Gasthof? – Wir gehen dahin, versetzte der Alte, wenn wir leben und gesund sind; aber das will ich dir sagen, Philipp, menaschire dich, und thu nicht weiter so freundlich mit

Wirths Kätchen; der Alte ist ein böser Mann, er wendet mir auch dann und wann etwas zu, und — ich könnte meine Arbeit verlieren: er hat vier Fliegennetze für seine Rappen bei mir bestellt.

Philipp. Die Netze will ich machen, und ihr müßt mir erlauben, daß ich morgen in die Stadt gehen darf, um etwas rothes, blaues und grünes Garn einzukaufen; denn ich möchte gern den Putz mit dergleichen farbigen Quasten besetzen.

Der alte Georg. Sohn, das Geld ist weggeschmissen; denn der Gastwirth giebt doch nicht mehr für die Netze, wenn du auch Gold hineinwirktest, als wenn wir sie schlechthin von grauem Zwirne machen. Erst wollen wir nur unserm gnädigen Herrn seine Pferde fördern.

Philipp. Vater, wettet mit mir, um was ihr wollet, die Netze für unsern gnädigen Herrn, sollen übermorgen fertig seyn: ich will heute und morgen nicht zu Bette gehen. Ihr müßt mich aber auch in die Stadt gehen lassen. —

Georg.

Georg. Gern will ich das; aber es hilft uns nur nichts, wenn du auch, wie schon gesagt, goldne Trotteln an die Netze machst, so wirst du doch sehen, daß dir der Wirth eben so viel abziehen wird, als wenn es nur zwirnene oder wollene sind.

Philipp. Aber denkt nur Vater, für den Johannisberger und den Braten haben wir doch immer nichts bezahlen dürfen. –

Georg. Denkst du denn, daß davon der Wirth ein Wort weiß? das hat Kätchen gethan; ach! Gott! wenn ihr Vater davon etwas wüßte – aber Kätchen ist ein gutes, braves Mädchen, ganz anders wie ihre Schwester Mariane.

Bei den Worten: Kätchen ist ein gutes, braves Mädchen, schien es als wenn sich Philipps Fleiß verzehnfachte; der Alte schüttelte den Kopf, sah und bemerkte aber mit Verwundrung, daß auch ihm sein Werk besser von statten gieng, und es kam ihm vor, als wenn selbst seine alten Finger geschmeidiger geworden wären.

Man

Man arbeitete auf beiden Seiten, stillschweigend, emsig fort. Zum Mittag aß man kalte Küche, welche aus Käse und Brodt bestand; Philipp war heute in zwei Minuten gesättiget, und arbeitete schon wieder fort, als der Vater zu essen anfangen wollte; beim Abendbrodte machte ers eben so, und da der Alte gegen neun Uhr Anstalt machte, sich zur Ruhe zu begeben, meinte Philipp, er würde diese Nacht nicht zu Bette gehen, sondern fort arbeiten. Der Alte ließ sich's gefallen, schürte ihm das Lämpchen auf, begab sich zur Ruhe, und Philipp arbeitete, unverwandten Auges, fort.

Am andern Morgen war Georg aufgestanden; sein Sohn Philipp arbeitete noch. Georg brachte die Wassersuppe, setzte sie hin, und schüttelte den Kopf. Denn Philipp arbeitete, und aß nicht.

Philipp, sagte Georg, willst du nicht essen? nach so strenger Arbeit dächte ich wohl, daß du es bedürftest?

Philipp. Vater, so eben bin ich mit unsers gnädigen Herrn seinen Fliegennetzen

fertig; träget auf: ich esse derweile, und derweile sucht ihr mir Garn, daß ich des Wirths seine Netze machen kann; denn zwei möchte ich gern den Sonntag mitnehmen; aber morgen müßt ihr mir durchaus erlauben, daß ich in die Stadt gehen darf, um die bunten Garne zu kaufen, wie ihr schon wißt, wozu ich sie brauchen will.

In Gottes Namen, sagte Georg; gieng, und suchte das benöthigte Garn. Philipp hatte an nichts weniger als an die Suppe gadacht, sondern riß dem Vater, als er das Garn brachte, selbiges vom Arm, setzte sich an seinen Ort, und rief: den Sonntag kriegt der Wirth zwei Fliegennetze!

Dies gesagt, hingesetzt und gearbeitet, und so gieng es den ganzen Tag fort, ohne daß er etwas sprach, und Georg, welcher sonst viel sprach, unterbrach ihn diesen Tag eben auch nicht viel mit alten Histörchen, Sinnsprüchen u. d. g. Nur zu Mittage, als er die aufgewärmte Suppe brachte, die Philipp am Morgen hatte stehen lassen, sag-

te er: Junge, wenn du so fortarbeitest, wirst du noch heute mit des Wirths Fliegennetzen fertig. –

„Das ist auch mein Wille;“ sagte Philipp, „wenigstens muß auf den Abend eins fertig seyn, bis auf die Einfassung und Trotteln, dazu ich mir erst das Garn morgen aus der Stadt holen will.“

Während diesen wenigen Worten hatte er auch seine Suppe gleichsam hinuntergeschlungen, setzte sich wieder an seine Arbeit, und tunkte dabei ein paar Stückchen Brod in Salz, welches ihm so gut schmeckte als manchem reichen Müßiggänger die leckerhafteste Speise nicht schmeckt, denn die Arbeit für den Wirth würzte und versüßte Philippen sein trocknes Brod. Vater Georg wollte ihm helfen und derweile das zweite Netz anfangen, welches aber Philipp durchaus nicht zugab, indem er meinte, diese Netze müßten von einer Hand gemacht werden, damit sie recht egal würden; er wolle sie schon allein machen. Der Alte schüttel-

te den Kopf, setzte sich hin, und nahm etwas anderes vor.

Richtig war Philipp mit einem Netze für den Wirth, als die Glocke auf dem Kirchthurme eilfe brummte, fertig, bis auf die Trotteln. Er fieng sogleich das zweite Netz an, und arbeitete daran fort, bis an den Morgen, da er dann in die Stadt gieng, um buntes Garn zu holen. Der Vater glaubte, daß der Sohn kaum die Stadt erreicht habe, als dieser schon wieder zurückkam; nur stehends ein paar Bissen aß und sich sodann gleich an seine Werkstatt setzte. Er arbeitete fort, wiederum die ganze Nacht durch, und am andern Morgen war er mit dem zweiten Netze auch fertig. Nun gieng es über die Einfassung, den Putz, die Troteln oder Quasten her; er sondirte und wirkte die Farben, roth, weiß, blau und grün so verhältnißmäßig zusammen, daß ordentlich eine Schattirung herauskam; und der Alte gab ihm darüber seine Verwunderung selbst zu erkennen.

Der

Der Sonntag kam, Philipp nahm die Netze unter den Arm, und so trollten, nach dem Mittagsessen, Vater und Sohn dem Gasthofe zu. Philipp freute sich schon im voraus, wie man ihn seiner Arbeit wegen loben würde, – denn er war etwas ehrgeitzig – und auf Kätchens Lob rechnete er am meisten; studierte und zerbrach sich auch den ganzen Weg über den Kopf, wie er seine Worte recht geschickt anbringen, und er vorzüglich Kätchen recht schön antworten wollte. So gelangte man zum Gasthofe.

Kätchen stand vor dem Thorwege, in einen weissen leichten Sommerhabit gekleidet; die Sonne spiegelte sich in ihren grossen blauen Augen. „Warum seid ihr denn nicht eher gekommen, sagte sie, indem sie beiden zum freundlichen Willkommen die Hand reichte: ihr hättet ja zu Mittage mit uns essen können?"

Philipp wollte antworten, aber seine Zunge war wie gelähmt sein Blick ruhte in Kätchens Augen, und sein Innerstes durch-

bebte

bebte ein ihm unbekanntes Feuer, das sich mit jedem Druck von Kätchens Hand, die er noch in der seinen hielt, vermehrte. Kätchen sprach itzt auch nichts mehr, schlug die Augen vor sich nieder, und ward, wie Philipp, bald blaß bald blutroth im Gesicht.

Der alte Georg, welcher beider Verlegenheit bemerkte, schlug sich ins Mittel, indem er sagte: ei, Jungfer Kätchen, das würde schön gelassen haben, wenn wir ungebeten gekommen wären; wenn Sie's uns auch gern gegeben hätte, so würde doch Ihr Vater — und Jungfer Mariane, die würde vollends ein schön saures Gesicht gemacht haben. – „Ach nein, erwiederte Kätchen, ob mein Vater gleich in andern Stücken etwas genau ist, so macht er sich aus einem Bißchen Essen doch eben nichts, und nach meiner Schwester wird weiter nicht gefragt, wie wohl sie eben auch nicht sehr sauer gesehen haben würde; denn wie ich wohl gemerkt habe, so hat Monsieur Philipp, vor vielen andern, bei ihr einen guten Stein im Brette."

Viel

Viel Ehre für meinen Sohn, sagte der Alte, und Philipp bückte sich, und ward noch röther.

Kätchen mogte dies nicht erwarten, und schien in einige Verlegenheit zu gerathen; woraus sie sich aber bald wieder heraus half, indem sie beide herein nöthigte.

Der Wirth bewillkommte sie auch ganz freundlich, und da er die Netze auseinander geschlagen hatte, sah man es ihm recht deutlich an, wie er sich über derselben Schönheit freute. „Mein Sohn hat sie ganz allein gemacht;" sagte Georg wohlgefällig auf Philipp hinblickend. „Ei sieh doch, sagte Mariane, indem sie sich hinzudrängte, und die Netze durch ihre Hände laufen ließ, wie allerliebst, so schöne bunt, da werden unsre Rappen sich recht brüsten! Aber – das sind ja nur zwei, wenn werden denn die andern fertig?" fragte sie schon etwas verdrießlich. „Heute über acht Tage ganz gewiß;" versetzte Philipp. „So ist mir meine Freude für heute schon verdorben; denn

wenn

wenn nicht alle vier Rappen egal bedeckt sind – fuhr sie noch verdrießlicher fort — so laß' ich lieber nicht anspannen." – Du kannst ja mit zweien fahren, sagte Kätchen. – Ei das würde sich schicken, versetzte Mariane hastig, da der Herr Lieutenant mir die Gnade seiner Gesellschaft anthut! ein so hochadlicher Herr wird mit zweien fahren! was denkst du denn?

Je nu, er wird dir's auch nicht abschlagen, und zwei meiner Rappen ziehen euch schon fort; versetzte ihr Vater, der Wirth.

Ja, doch! ja doch! schrie Mariane, wenn nur Käthel ausfahren sollte, da würde wohl zu vier Netzen Rath werden. – Je, lege du meinetwegen sechse auf, sagte Kätchen; ja, ja, das kannst du thun, fügte der Vater hinzu; auf dem Boden hängen wohl noch ein Dutzend Fliegennetze. –

So! schrie Mariane, er will dem Stadtnuppel auch noch beilegen! — Sie strampelte mit Händen und Beinen, ein weisser

weisser Schaum floß aus ihrem Munde, und sie würde ihrer Schwester Kätchen in die Haare gerathen seyn, wenn nicht der Herr Lieutenant von Langbein, (so hieß der gedachte hochadliche Herr,) eben hereingetreten wäre. – Ei, über was ereifern sich denn meine schönen Kinder? sagte der Lieutenant, indem er ein wenig den Huth rückte, und unter einem Kratzfuß stolz mit dem Kopfe nickte.

Je, sehen Ihro Gnaden, versetzte Mariane, indem sie ihm die zwei Fliegennetze zeigte; da haben wir vier dergleichen Netze auf die Rappen bestellt, und da sind nur erst zwei fertig, und ich hatte mir doch eine Freude daraus gemacht, daß Eure Gnaden mir heute gnädige Gesellschaft nach ** leisten wollten, es wird daselbst ein Hahnenschlagen gehalten. – So, ein Hahnschlagen? das habe ich auch noch nicht gesehen, sagte der Lieutenant. O, es ist allerliebst spaßhaft, versetzte Mariane; ich kann dies Spiel für mein Leben gern lei-

den;

den; da wird ein Hahn unter einen umgestürzten Topf gesteckt; nun werden jedem, der mit schlagen will, die Augen verbunden, wie beim Blindekuh spielen, es wird ihm eine lange Stange in die Hand gegeben, er wird um einen Kreis geführt; statt daß er nun nach dem Topfe zugehen und auf den Topf schlagen soll, turkelt er wo anders hin, und schlägt aus allen Kräften nebenbei und auf die Erde, da giebts denn herzhaft was zu lachen; wer aber den Topf trift, nun dem ist der Hahn.

Der Lieutenant schien eben nicht viel Aufmerksamkeit gegen Marianens Erklärungen von dem Hahnenspiele zu zeigen: er besah derweile die Netze, welche ihm mehr gefallen mochten; denn da jene geendet hatte, fragte er sogleich: ist das auch Vater Georgs Arbeit? dieser, welcher sich mit seinem Sohne, bei Marianens Aufbrausen, vor Angst hinter den Tisch retirirt hatte, stand auf, zog sein Mützchen ab, und antwortete: nein, gnädiger Herr Lieutenant, die hat mein Sohn hier ganz alleine gemacht.

Das Euer Sohn, Vater Georg? fragte der Lieutenant weiter.

Georg. Wie ich nicht anders weiß, Ihr Gnaden, Herr Lieutenant.

Lieutenant. Ein hübscher Bursche. Die Netze sind recht artig; aber (zu Philipp) komm 'mal her, mein Sohn! hier.

Philipp stand auf, und nahte sich, den Huth unterm Arm, ihm zitternd.

Siehst du hier, mein Sohn, sagte der Lieutenant diese Masche – und dabei überblickte er ihn von oben bis unten, sagte ihm aber keinen Fehler, denn es war ihm nicht sowol um die Masche und das Fliegennetz, sondern mehr um dessen Verfertiger zu thun. Hübsch dreiste, mein Sohn, redete er ihm zu; und überblickte ihn wieder von unten bis oben hinauf. Potz tausend! bald so groß wie ich! wie alt, Vater Georg?

Georg. Er ist ohnlängst neunzehn Jahre worden.

Lieutenant. Eine schöne Länge für solch Alter, kann noch viel wachsen, sollte

halt

halt eine hübsche Akquisition für meinen gnädigen Kaiser seyn. (zu Philipp) Nicht Lust Soldat zu werden?

Philipp. Ich danke unterthänigst, Herr Lieutenant!

Lieutenant. Warum das?

Philipp. Ich habe keine Neigung dazu.

Lieutenant. Warum nicht? Aber hübsch, recht hübsch. –

Mariane, welche glaubte, daß der Lieutenant, unter hübsch, recht hübsch – die Fliegennetze verstehe, weil er selbige immer aus einer Hand in die andere nahm, wiewohl jener nicht hübsch Fliegennetze, sondern recht hübsch Bursche sagen wollte, unterbrach ihn, indem sie ihm in die Rede fiel: weil sie eben so hübsch sind und mir so wohl gefallen, wollte ich zu Ehren Eur Gnaden gleich gern alle vier Netze auflegen lassen; aber so sind nur erst zwei fertig worden, und da meine hochweise Jungfer Schwester Käthel meinte: Eure Gnaden würden auch

 mit

mit zweien zufrieden seyn; darüber ärgerte ich mich, daher entstand unser Disputat. Sie denkt immer noch, sie hat ihre Kanzleischreiber oder Kaufdiener in der Stadt vor sich; die müssen freilich mit zweien zufrieden seyn, und es wäre einmal für sie genug. –

Kätchen hatte das Gespräch nicht abgewartet, sondern war derweile hinausgegangen, um für Georg und Philipp Wein zu zapfen.

Seyn sie ruhig, liebe Mariane, sagte der Lieutenant ferner: lassen sie die vier vorigen Netze auflegen, sie sind ja auch noch gut, oder wenn sie wollen, so fahren wir unbedeckt. –

Nein, die alten Dinger lasse ich nicht wieder auflegen, fiel Mariane hastig ein; ich würde mich für Eure Gnaden schämen müssen, lieber mögen sie bloß bleiben und ich fahre unbedeckt. Die Bremsen und Mücken werden doch nicht zu sehr stechen.

Lieutenant. Es ist heute kühle Luft, ich denke nicht. – Eben brachte Kätchen

für

für Georg und seinen Sohn Wein. Kommen Sie, Herr Lieutenant, sagte Mariane, indem sie Kätchen einen Schub gab, daß sie bald den Wein hätte fallen lassen, und den Lieutenant unter den Arm faßte; kommen Eure Gnaden, der Kaffee wartet ihrer auf meinem Zimmer; hier wird es bald nach Wurst riechen. (Unsre Leser wissen, daß Georg gern eine geräucherte Knackwurst zu seinem Wein aß.)

Der Wirth nahm die Fliegennetze, und gieng auch seine Wege. „Gottlob! daß sie fort sind,“ sagte Kätchen, da sie mit Georg und Philipp allein war; schenkte ein, und setzte sich zu ihnen. Georg langte Brodt aus der Tasche, (das brachte er allemal mit sich, nur die Wurst ließ er sich im Gasthofe geben —) und theilte solches, so wie die Wurst genau mit seinem Sohne.

Erst trank Georg, dann Philipp, Kätchens Gesundheit, auch sie mußte Bescheid thun; und that es gern — aus Philipp Glase. Sie wollte Butterbämmen zur Wurst

hohlen,

hohlen, aber Georg nahm es nicht an, und versicherte, daß beide, er und sein Sohn an diesem Brodt genug hätten, auch nicht gewohnt wären Butterbrodt zur Wurst zu essen: dieß sei für sie zu köstlich, komme ihnen auch nicht zu.

„Ihr eßt wohl gerne Wurst, Vater Georg?" fragte Kätchen; da sie sahe, wie es beiden so gut schmeckte.

Georg. Ja, Jungfer Kätchen, geräucherte, vor mein Leben gern, und zumal wie sie hier bei Ihrem Vater ist.

Kätchen. Es ist auch ein gutes Essen, zu einem Glas Wein.

Georg. Und ist auch gleich fertig, wie der Hering. Ich thue mir auch eine Güte damit, denn ausserdem kommt selten Fleisch in meine Küche.

Kätchen. Aber Vater Georg könntet ihr euch denn nicht selber ein Schweinchen aufziehen und schlachten? da hättet ihr doch ein Bißchen Fett, Speck, Würste, Schinken, Pökelfleisch, u. d. g. in eurer Wirthschaft. —

Georg. Herzens Jüngferchen! das geht bei mir nicht; erstlich habe ich kein Plätzchen zu einem Stall, und wenn ich den auch hätte, so fehlt immer Geld, um ein Schweinchen kaufen zu können; und wenn ich auch einmal so viel zusammenbrächte; um so ein kleines Ding kaufen zu können, so fehlt mir's wieder an Futter, und solches zu stehlen, wie mancher von meinen Nachbarn thut, das ist mir nicht gegeben.

Kätchen. Wenn es an weiter nichts als an Futter mangelte, damit wollte ich euch alle Wochen reichlich versorgen, denn bei uns verdirbt in einer Woche mehr Futter, als euer Schweinchen in einem halben Jahre nicht fressen würde; auch ein Schweinchen wollte ich euch geben, wenn ihr nur einen Stall hättet.

Georg. Ich danke Ihr recht schön, liebes Kätchen; auch den Stall wüßte ich nicht anzubringen. Uebrigens sehe ich Ihre Liebe, und denke allemal, wenn ich Sie sehe an Ihre selige Mutter, das war auch eine

recht

recht herzensbrave gute Frau; ich habe manche Wohlthaten von ihr genossen, tröste sie Gott! Und so wird Sie gerade auch, Kätchen; ich habe es letzthin zu meinem Sohne gesagt, nicht wahr Philipp.

Philipp bejahte es. Ihr wollt mir nur schmeicheln, sagte Kätchen weiter. Ich wollte euch nun gern so etwas in eure Wirthschaft zuwenden –

Georg. Ich danke, liebes Kätchen, und sehe Ihren Willen für geschehene That an. Was hälf's mir auch, am Ende würde es mir auch verderben.

Kätchen. Da ihr aber itzt euer zwei seyd, indem Philipp bei euch –

Ach, der wird's nicht lange mehr bei mir machen, fiel Georg ein.

Kätchen. (Betreten) Warum nicht? ich denke, der soll immer bei euch bleiben, und euch pflegen. –

Georg. Nein, der muß fort in die weite Welt; muß sich was versuchen, und sehen, wo er einmal sein Brodt findet.

Kätchen. Das kann er hier ja auch finden. –

Georg. Wo? wie? Revierjäger werden, Sklave seyn, Schuh bürsten, hinten auf der Kutsche lehnen, der gnädigen Frau die Schleppe tragen, und dann im Alter das Schicksal eines alten Hundes haben, wenn er nicht mehr zur Jagd zu brauchen ist, fortjagen und verhungern lassen. – O wenn ich an meine Jugend denke! –

Kätchen. Er muß ja nicht gerade Herrendiener werden; er kann ja auch auf eine andere Art sein Glück machen. – –

Hier wurde das Gespräch unsrer Gesellschaft von ankommenden Gästen unterbrochen.

Sechs Gäste kamen an, und verlangten Wein und etwas zu essen.

Kätchen mußte allerdings gehen, um etwas zu holen; denn niemand war weiter da.

Aber auf einmal ward ein Lärm: alle Gäste liefen nach den Fenstern, und was war es? – Jungfer Mariane fuhr mit dem

Lieu-

Lieutenant von Langbein aus: sie fuhren dahin, und die Gäste setzten sich wieder auf ihre Stellen.

Dachte ich doch, sagte Georg, es wäre ein Unglück geschehen.

Hätte geschehen können, erwiederte Philipp. Vater, es waren so viel Pferde da. –

Nein Philipp, lüg' nicht, sagte Kätchen, indem sie ihm auf die Achseln klopfte: die Musikanten sind angekommen; hurtig müssen wir ein Steyrisch machen.

Philipp.. Vater!

Georg. Nun, wenn du kannst, so mache, unterdessen schenkte er ein von dem Wein, den Kätchen gebracht, und wovon Philipp nichts wußte.

Philipp und Kätchen tanzten rasch weg, denn die Musikanten spielten hurtig auf. Auf einmal hieß es: Mariane, mit dem Lieutenant kommt. Der Tanz war alle: Kätchen gieng in ihre Wirthschaft, und Philipp mit seinem Vater zu Hause.

Es war dunkle Nacht; der Mond guckte hinter den Wolken hervor.

Philipp! sagte Georg, du gehst so in Gedanken; was denkst du?

Philipp. Nichts, Vater, nichts; als daß ich morgen arbeiten will - wißt ihr? die beiden Netze des Wirths!

Man gieng, und kam an die Hütte; man legte sich nieder: der Alte schlief; aber Philipp wachte. -

Im Salm sagte Philipp: o, der böse Lieutenant! Es klopfte zugleich jemand an die Thüre.

Der Alte wollte nicht heraus; Philipp wollte nicht heraus. Endlich mußte doch Philipp heraus - und wer geklopft hatte, war der gnädige Herr vom Dorfe.

Hört; Philipp! sagte dieser, ihr habt dem Wirth in dem großen Gasthof so schöne Fliegennetze gemacht: ihr müßt mir binnen drei Tagen dergleichen machen.

Philipp. Unmöglich, Ihro Gnaden.

Der

Der Edelmann. Aber dem Wirth und seiner Tochter – Kätchen zu Gefallen, kannst du's machen.

Georg. Es ist dein Herr, und mein Herr. —

Philipp. Ich will die Netze machen; sollte ich auch Tag und Nacht daran arbeiten: wie viel befehlen Sie?

Edelmann. Viere! und besser als des Wirths seine, auf den Freitag. –

Philipp. Sollen sie haben.

Georg. Denke, Sohn! was du anderwärts versprochen.

Philipp. Nichts, Vater, versprochen, als (zu dem Edelmann sich neigend) als was ich auch halten kann — den Freitag wollten Sie ihre Netze? Mittwoch Abend sollen alle viere fertig seyn.

Der Edelmann gieng weg. Georg sagte: Sohn! bedenke, was du versprochen.

Philipp. Viel versprochen; das weiß ich; weiß aber auch, Vater, daß ich arbeiten kann; erst mache ich des Wirths Netze,

dann

dann die des gnädigen Herrn, sollte ich auch nicht schlafen. – – Wer ist draußen?

Georg. Du wirst elend von aller deiner Arbeit. –

Philipp. Ich arbeite gern — aber – es klopft jemand.

Georg. Laß klopfen, wer da will; zu uns kommt niemand: iß, es ist ein Bißchen Erbssuppe. –

Philipp. Mag nicht essen, Vater; wißt was ich zu thun habe. –

Georg. Kind! habe kein Fleisch – iß —

Philipp (legt die Nadel zum Netzstricken nieder) Vater! es pocht noch. –

Georg. Sohn! du schwärmst, der Wind rauscht: du bist müde, und sollst mir heute nicht mehr arbeiten. –

Auf einmal fliegt die Thür auf: Kätchen tritt herein. – Guten Abend, Vater Georg! Sind die – Netze noch nicht fertig? — — Meine Schwester hat recht gezankt.

Georg.

Georg. Ihre Schwester kann zanken; aber damit ist's nicht gethan, Jungfer! und die Netze werden davon nicht fertig! unser gnädiger Herr hat auch dergleichen bestellt. – Muß auch warten. –

Kätchen antwortet nicht darauf, sondern sucht nur einen Platz, wo sie sich niedersetzen kann; findet aber keinen: endlich steht Philipp auf, und räumt einen hölzernen Schemel ab: hier! spricht er: Jungfer Heinzmann, kann Sie sich niedersetzen; und sogleich geht er zurück und strickt an seinem Netze fort.

Kätchen blieb von ferne stehen, und sahe Vater und Sohn arbeiten. Man achtete ihrer weiter nicht. Sie sah lange zu, aber endlich weckte sie die schweren Arbeiter, durch ein kleines Händeklatschen aus ihrem Schlummer. –

Georg hörte dies: Jungfer, sagte er, die Netze sind noch nicht fertig.

Kätchen. Vater (auf Philipp schielend) ich komme ja nicht der Netze wegen,

son-

sondern — sie wurde bänglicher, da sie Philipps runde Arme sah – sondern – ich – wollte nur sehen, ob ihr – Philipp — arbeitetet, und nicht bei die – – Dorfmädchen .... giengt. — Und dies sagte sie mit einem solchen Liebreitz und mit einer solchen eigengeständigen Schaam, daß darüber Georg rasch aufsprang, und ihr seinen Schemel präsentirte. Auch Philipp räumte seinen Sessel, und setzte ihr selbigen vor.

Kätchen nahm nicht Georgs Schemel, sondern Philipps Sessel; – aber Philipps Sessel unter der, und keiner andern Bedingung, als daß er sich stracks auch neben ihr niederlassen und fortarbeiten solle, weil sie ihn so am liebsten sähe.

Philipp mußte gehorchen, und er — gehorchte gern. —

Aber der alte Vater blieb in tausenderlei kleinen Beschäftigungen um seinen so unvermutheten, so angenehmen Gast stehen; fragte nach dreißig Umständen von zu Hause, und hieng immer das Bedauern daran:

daß er sie, Armuth halber, mit nichts bewirthen könnte.

In der Seele weh that diese Versicherung Kätchen.

Schon ein flüchtiger Blick im Gemach herum zeigte ihr die Dürftigkeit seiner Bewohner.

Wie gern hätte sie einige von den angefüllten väterlichen Vorrathsschränken durch ein wünschendes Wort hieher versetzt! —

Schweigend, oder nur einsilbig dem guten Alten antwortend, saß sie ihrem Jünglinge gegenüber; der nichts sprach, nichts sprechen konnte.

Denn heute zuerst stiegen in seiner Seele unaussprechliche Gefühle empor.

Es ward ihm so wohl und so bange zu gleicher Zeit.

Er hätte so gern geredet, so gern Kätchen oft angeblickt; und doch wagte er keines von beiden.

Auch schien es Kätchen nicht zu verlangen.

Aber

Aber ihre Blicke ruhten desto sicherer bald auf dem vollen blühenden Gesicht, bald auf seinen zweifach jetzt geröthesten Wangen, bald auf seinen weissen fleißigen Armen. — —

Alles schien ihr schön an ihm: denn sie sah ihn — mit den Augen der Liebe. – –

Sie war hergekommen recht viel zu sprechen, und sprach fast gar nichts.

Sie hatte nur ein paar Minuten bleiben wollen, und blieb wohl eine halbe Stunde.

Sie stand zweimal auf, und setzte sich zweimal wieder nieder.

Endlich beim dritten Mal machte sie Ernst. Der Alte dankte für ihren Besuch, und versprach ihn morgen, nebst seinem Sohne, zu erwiedern.

Der gute verdachtlose Mann hatte auf das Wörtchen Sohn gewiß nicht den geringsten Nachdruck gelegt: und gleichwol ward jetzt Kätchen bleich, schnell, schnell bleich – und wieder – roth. –

Zu wiederholten Malen bat sie Beide, ja Wort zu halten, aber nichts von ihrer Ueberraschung zu erwähnen.

Sie gieng. —

Philipp that, wie der Vater sagte, seine Schuldigkeit, und begleitete sie eine kleine Strecke.

Kätchen erinnerte ihn endlich: nun sei es Zeit umzukehren; aber er mußte vorher noch das Versprechen: morgen ja nicht auszubleiben, erneuern: mußte ihr die Hand drauf geben, die ihm – zärtlich gedrückt ward; und er – wer verdenkt ihm dieß? – drückte auch die ihrige wieder.

Was er eigentlich damit sagen wollte, wußte er selber warlich nicht. Doch, daß etwas bei ihm vorgehe, empfand er.

Ein unwillkührlicher Seufzer entstieg beiden.

Keines hatte Muth genug den andern zu fragen: Warum? –

Zehnmal wünschten sie einander gute Nacht; wollten scheiden, und blieben noch.

Zehn-

Zehnmal kehrte sich der Jüngling, als sie sich wirklich trennten, wieder um; und eilfmal blieb Kätchen stehen.

Immer war jedes ungewiß, ob auch das andere zurückblicke; und immer sahen sich beide; immer nickten sie sich im Mondschein ein neues Gutenacht zu; bis jetzt Kätchen einen kleinen auf des Weges Mitte liegenden Hügel erstieg; dort zum letzten Mal ihr weisses Schnupftuch schwenkte, und dann – verschwand.

Wäre doch jetzt auch sein Bild aus ihrem Herzen verschwunden! Wie manche spätere Thräne wäre ungeweint geblieben!

Langsam kam Philipp zum Vater ins Hüttchen zurück. Nie war ihm noch, selbst wenn im Sommer ein Gewitter aufstieg, so bange um's Herz gewesen.

Blutschulden schienen auf dem Schuldlosen zu lasten. Das Licht sogar im Zimmer schien ihm, wie das Lämpchen in einem Todtengewölbe, zu brennen.

Zum ersten Mal in seinem Leben vergaß er seine Arbeit, gieng bald darauf schlafen,

und – schlief nicht. Kätchens Besuch, ihre Freundlichkeit, ihre Bitte beim Abschied, ihr Händedruck, ihr öfteres Umkehren, ihr Schwenken des weissen Tuchs – noch vom weiten – ach, wie viel Nahrung fand seine Eigenliebe an diesem allen. Wie unsäglich viel Stoff zum Nachdenken! doch nein; er wollte nichts sehen, nichts denken.

Das reiche Mädchen und – seine Armuth? Eher vereint man Tod und Leben zusammen.

Kätchen war indeß nicht besser dran: sie trat ins große Haus, und alles war ihr zu enge.

Sie gieng an wirthschaftliche Arbeit, und jede mißrieth ihr; denn bei keiner waren ihre Gedanken.

Ihr fehlte überall Etwas. – –

Nur, wenn sie an den guten, schönen, lieben Philipp dachte; dann rollte ihr Blut schneller; dann schlug ihr Herz stärker; dann errieth sie, was ihr fehlte, und – errieth es mit Schrecken.

Was der Jüngling sich nicht gestand, und wegen der Neuheit der Empfindung nicht gestehen konnte, das läugnete sie sich nicht mehr ab: sie liebte!

Aber wenn er so vor den Augen ihres Geistes stand, da sah sie zu seiner Rechten auch ihren geldhungrigen Vater, ihre dummstolze Schwester. –

Ihr Schutzengel selbst schien ihr zuzuflüstern: „Kind, gehe zurück!" – Sie konnte nicht. –

„Ich werde ihn Morgen wieder sehen!" sagte sie unzählige Mal zu sich selbst; und sehnte sich schmerzhaft-froh nach diesem Morgen.

Niemals noch hatte ein Zeitraum Philippen so unbeschreiblich lang, wie dieser Morgen geschienen. Wohl zehnmal erkundigte er sich nach der Mittagsstunde, in welcher er gleichwohl — nichts aß.

Gleich darauf erinnerte er seinen Vater: ob es nun nicht Zeit sei, nach dem Gasthof zu gehen?

Jeder Verzug des guten Alten that ihm weh. Er flog gleichsam ihm Tobackspfeife und Huth zu reichen. Auch unterwegens wunderte sich der Vater über den ungewöhnlichen starken Schritt seines Sohnes. Verschiedene Mal fieng er etwas zu erzählen an, und Philipp – schwieg.

Mit glühender Röthe trat er ins Gastzimmer.

Kätchen kam ihm entgegen. — —

Seine Zunge stockte, indem er sprechen wollte; auch ihr Gruß war stumm.

Viel sprachen ihre Herzen zusammen: äußerst wenig der Mund.

Beide waren äußerst betroffen; beide lächelten eines das andere oft traurig an; beide erschraken, wenn ihre Blicke einander begegneten; beiden vergiengen doch einige Stunden, wie einzelne Augenblicke; und ihr Abschied war – so wortlos, wie es der Empfang gewesen war.

Es dünkte Philippen bei diesem Weggehen, als ob er aus dem Leben selbst gienge:

ge: er hatte seinen Vater ein paar Mal, als er aufbrechen wollen, getröstet, daß es noch Zeit sey.

Doch endlich konnte er die untergehende Sonne nicht mehr abläugnen?

Sie giengen; der Alte fröhlich durch den mäßig, aber doch heute fast allein, genoßnen Wein; der Jüngere noch schwermüthiger, als er hinkam.

Ihm folgten Kätchens Blicke; er hatte es wohl wahrgenommen, daß sie gleich hinter seinem Rücken die Treppe hinauf schlüpfte; er vermuthete sehr richtig, daß sie im obern Zimmer am Fenster seyn werde, aber er wollte sich nicht umsehen.

Erst als sie auf jenen, schon erwähnten, Hügel kamen, da galt kein Wollen mehr; er mußte! Er erkannte sie am Fenster; sie nickte ihm; es schien ihm, sie lächelte.

Hätte sich noch Ruhe in des Jünglings Herzen befunden, — mit diesem Blick, mit diesem Nicken wäre sie gewiß entwichen.

Sie

Sie kam ihm jetzt zwar aus den Augen, aber fürs ganze Leben nicht mehr aus den Gedanken.

Es wäre hier ein sehr bequemer Ort, über Liebe, über ihr Entstehen, über ihr jähes, schnelles Wachsthum, über den sonderbaren Antheil, den sie oft an Kleinigkeiten nimmt, oder vielmehr, wie sie immer durch Kleinigkeiten ihre eigentliche Flamme erzeugt und ernährt, viel zu sagen. Doch für den Kalten ist eine solche Betrachtung nur langweilig, für den Gefühlvollen nur Wiederhohlung dessen, was er schon längst an sich selbst erfuhr.

Philipp war keiner von den aufbrausenden Jünglingen, die für ihre Handlungen keine andere Richtschnur, als das erste, blindlings sie leitende Gefühle erkennen; die jedem Wunsche nachhängen: jede Leidenschaft für erlaubt halten.

Der gute Jüngling kannte nun die Quelle seines Kummers, seiner innern Veränderung; aber er sah auch zugleich die Unmög-

möglichkeit hier jemals glücklich zu werden; sah sie in jedem Winkel seiner Hütte, gegen welche Kätchens Wohnung ihm ein Pallast zu seyn schien; sah ihren Vater auf seinen Geldsäcken sitzen, und ihm solche mit der höhnischen Frage zeigen: Wo er nur einen dergleichen aufweisen könne, um jemals nach seiner Tochter Hand zu streben?

„Wohlan! sprach er dann herzhaft zu sich selbst: vergiß ihrer, da es noch Zeit ist! da du nur noch durch Blicke und Muthmaßungen sie zu verstehen glaubst! – Laß' es nie zu einer Erklärung kommen! Wo möglich, vermeide sogar die Gelegenheit sie zu sehen!"

Dieß war mehr als ein flüchtiger Gedanke; es war sein ernster Vorsatz; er arbeitete die ganze Woche heimlich an sich, wie öffentlich an seinen Fliegennetzen; er schlief keine Nacht länger als zwei Stunden. Er bestrebte sich immer vester in diesem Glauben zu werden. Noch mehr, er wußte am nächsten Sonntage, unter einem schein-

baren Vorwande seinen Vater wirklich zu bereden, daß er diesmal nicht in den großen Gasthof, sondern in die kleine Dorfschenke, welche noch eine kleine Strecke über den Gasthof hinaus, nahe an dem dazu gehörigen Dorfe lag, mit ihm gieng.

Philipp hatte gearbeitet, keine Nacht geschlafen. Philipp hatte des Wirths Netze, und Georg des gnädigen Herrn seine gemacht. Itzt war es ein Scheideweg: wer trägt des Wirths Netze hin? fragte Philipp.

Georg. Wenn du nicht willst, Philipp! thue ichs.

Philipp. (indem er die Netze unter dem Arm hervorzog.) Vater, tragt sie hin, und grüßt sie von meinetwegen.

Der Alte gieng, die Netze unter den Armen; empfieng seine Zahlung vom Wirthe; aber Kätchen war nicht da. Der Alte kam in die Dorfschenke, um seinen Sohn abzuhohlen. Philipp war bereit mit nach Hause zu gehen: sie giengen.

Aber kaum waren sie zu Hause, als schon Kätchen in ihre Hütte trat, und beiden,

den, ihres Ausbleibens halber, die bittersten Vorwürfe machte.

Keine Entschuldigung ließ sie gelten; so wenig sie auch Zeit übrig hatte, wenn man anders daheim sie nicht vermissen sollte; so sehr ihr tiefes Odemhohlen und ihre erhitzten Wangen verriethen, daß sie mehr hergeflogen, als hergegangen seyn müsse; so wenig sie auch nur bei ihnen sich niedersetzen wollte; so gieng sie doch nicht eher, bis sie versprochen hatten, das nächste Mal, desto gewisser, und desto zeitiger zu kommen.

Philipps guter Vorsatz wankte jetzt.

Zwar beschloß er, sie diesmal nur aus Höflichkeit und gewiß nicht weit zu begleiten.

Aber als sie ins Freie kamen; als Kätchen hier ihre Beschwerden von neuem anfieng; als Thränen, die schon lange im Auge gezittert hatten, endlich herabzurollen begannen; – ja, da war freilich sein ganzes vestes Vorhaben, sein ganzer Muth dahin.

Sie spürte dies; bebend drückte sie ihm beide Hände, und rief: „ach Philipp! lieber

der Philipp! was that ich nicht alles für dich? — was gab ich dir nicht? und du magst mich nicht?" –

Philipp. Ach, Kätchen! wie irrst Du Dich! wo ist mein Schlaf hin, und meine Ruhe? –

Jetzt folgte ein Stillschweigen von einigen Sekunden; beide zitterten, wie ertappte Verbrecher; beide schöpften Odem aus tiefster Brust; beide blickten itzt sich wehmüthig an; und senkten wieder den Blick; da warf sich endlich Kätchen, ihres noch stärkern Gefühles nicht mehr mächtig, an den Hals ihres Jünglings; schmiegte ihre Wange an die seinige; zum ersten Mal küßte er sie, und sie ihn wieder.

Der Bund der Liebe war geschlossen: ihre sprachlosen Zungen fühlten sich gelöst: und alles, was bisher, wie Zentnerlast ihre Herzen gedrückt hatte, war erleichtert – – ja verschwunden.

Sie schwuren sich ewige Liebe; nahmen sich vor, einander so oft nur möglich,

zu

zu sehen und zu sprechen; beschlossen aber auch ja alles vor ihrem Vater geheim zu halten; denn sie kannten seinen Jähzorn und seine Denkungsart.

Wer war nun glücklicher als Kätchen? Wer froher, als Philipp?

Hoffnung und Liebe umschwebten sie mit rosenfarbnem Fittich.

Von diesem süßtäuschenden Lichte sahen sie die ganze Zukunft erhellt.

Möglichkeiten wurden nun zur Wahrscheinlichkeit, ja wohl gar zur Gewißheit erhoben.

Jedes Hinderniß schwand in ihren Augen. Tausendmal umarmten sie sich noch, und eilten dann, ein jedes, zu Hause.

Kätchen schlief wieder ruhig, oder vielmehr unaussprechlich süß; denn sie träumte von Philipp.

Philippen flog die Arbeit wieder von der Hand; denn er dachte dabei an Kätchen.

Ein Himmel auf Erden! Nur, daß leider diese Himmel mit der Ewigkeit so unverträglich sind!

Bald entdeckte Philipps Vater diesen schnellen Wechsel von Freude, und forschte nach der Ursache desselben.

Sein Sohn machte ihm kein Geheimniß daraus. Nie hatte er seinem Vater, wornach er fragte, etwas verborgen; auch jetzt hoffte er, daß solcher nicht unwillig seyn werde, und hatte – mit Recht so gehofft.

Dennoch schüttelte der Greis etwas bedenklich den Kopf, und warnte ihn liebreich, indem er ihm jenen Reichthum und seine eigne Armuth mit lebhaften Farben schilderte. Selbst die Entschuldigung von Zeit, von Umständen, von wahrscheinlicher Aenderung widerlegte er ihm mit Gründen, die – nur allzusehr aus ächter, geprüfter Erfahrung hergenommen waren.

Er ermahnte ihn, seinen guten Ruf von Rechtschaffenheit und Tugend, diesen einzigen Reichthum, den er besitze, ja nicht eines Mädchens wegen, und wenn es selbst eine Prinzeßin wäre, in die Schanze zu schlagen.

Als er aber fand, daß diese Liebe schon auf beiden Seiten allzu tiefe Wurzeln geschlagen habe; als er nicht abläugnen konnte, daß es für einen Jüngling von Philipps Alter, mehr als Heldenmuth, mehr als Selbstverläugnung seyn würde, wenn er der, ihm so warm und doch so schamhaft angetragenen, Liebe eines so reitzenden Mädchens gar kein Gehör gegeben hätte; da rief er endlich aus:

„Wohlan, mein Sohn! ich will nicht „tadeln, was vielleicht ein Wink der höhern Vorsicht seyn kann. Nur eines „bitte ich dich: thu nichts, was dein „eignes Gewissen nicht gut heißt! „Nichts, was ich mich zu nennen schä„me, und was ich dir auch kaum zu„traue. Versprich mir auch Tag für „Tag aufrichtig zu erzählen: ob du sie „sahst, und was du mit ihr sprachst? „– Alle übrige Zukunft überlasse dann „Gottes Lenkung, und nächst ihm auch „meinem Rathe."

Philipp

Philipp versprach dies, und hielt es auch treulich.

Beinahe ein ganzes Jahr hindurch liebten sich unsre Beide; waren glücklich durch wechselseitige Zärtlichkeit, und blieben — was Philippen zweifache Ehre machte — unschuldig. — — ! —

Ein kurzes Gespräch in der Dämmerung, Pläne künftiger Freuden, Hoffnung eines endlichen Gelingens, eine brünstige, mit heissen Küssen besiegelte Umarmung — dies, dies waren die Seligkeiten, die Philippen und Kätchen allen übrigen Gram der Prüfung und des Entbehrens reichlich versüßten.

Immer suchte indessen der gute Alte eine schickliche Gelegenheit, seinen Sohn zu einer, seiner Handthierung ziemenden, wenn auch nicht langen Wanderschaft zu bewegen; er stellte ihm manchmal vor, daß sein Stand und seine Jahre es mit sich brächten; mahlte ihm manches schöne Bild von der Entfernung vors Auge; zwang ihm das Geständ-

ständniß der Schicklichkeit und des Nutzens ab: und konnte dennoch nicht ihn überreden.

Ein trauriger Blick von Kätchen, ein banges Wort ihres Mundes, selbst der bloße Gedanke einer Trennung von ihr zernichteten immer seinen besten Vorsatz.

Als er ihn endlich wirklich durchsetzte, hatte er leider – um einige Tage zu lange gewartet.

Mit vieler Mühe hatten Philipp und Kätchen ihre Zärtlichkeit vor aller Andern Wissenschaft zu verbergen gesucht. Doch zu gern sahen sie einander; zu lange hafteten ihre Augen oft auf einander; zu wenig wich Kätchen, so lange Philipp da war, und wieder zu schnell, wenn er nun wieder weggieng, aus dem Zimmer; kurz, nur allzu sehr vergaßen sie sich in kleinen, aber gehäuften Kennzeichen innrer Gefühle, als daß nicht endlich ihre Neigung auch fremden Blicken wahrscheinlich werden sollte.

Eine Magd, von Kätchen einst auf einer Untreue ertappt, sanft dafür zur Rede

gestellt, und doch im Herzen, eben weil sie Unrecht hatte, beleidigt, verrieth dem Vater, daß Kätchen zuweilen, wenn er weggehe, oder Nachmittags schlafe, sich auf ein paar Stündchen vom Haus entferne.

Kätchen ward nun belauscht. – Vater und Schwester Mariane schlichen ihr nun nach, und fanden sie mit Philippen Hand in Hand sitzen.

Sehr schuldlos war ihre Stellung, doch von einer gewissen Vertraulichkeit zeugte sie allerdings.

Unter Fluchen und Schimpfen geboth ihr der Vater heimzugehen; mit aller erdenklichen, für Leute von seinem Stande, und mehr noch von seinem Karakter, passenden Grobheit, stellte er ihr die Schande vor, die ihr der Umgang mit einem so armen Jägerjungen, wie er Philippen nannte, — brächte; verboth ihr, bei Androhung von Schlägen und Einsperren, jedes noch so kleine Gespräch mit ihm, und ließ auch Philipps Vater melden, daß er sich nicht mehr,

so

so lieb ihm seine alten Füße wären, unterstehen sollte, mit seinem Buben ins Haus zu kommen.

Welch ein Donnerschlag dies für beide Liebende war, läßt sich leicht denken. Jetzt war der Sommer ihrer Liebe entflohen. Jetzt welkte Kätchen mit heissen, einsamen Zähren dahin, wie eine unbegoßne Blume. Jetzt drückte Philippen zwiefacher Jammer.

Er betrachtete sich als die alleinige Ursache von den Leiden seines Mädchens. Er glaubte auch seinen alten Vater gekränkt, und ihn um den einzigen Ort gebracht zu haben, wo er zuweilen seine Sorgen vergessen, und neue Kräfte sich hohlen konnte.

Fast kein Schlaf kam des Nachts in sein Auge, fast kein Bissen des Tags über in seinen Mund. Er verlohr nicht nur das Feuer seines Blicks, die Röthe seiner Wangen, sondern auch die Ruhe seiner Seele — auf immer. Jetzt war es die höchste Zeit, daß ihm sein Vater wieder anrieth, auf die

Wanderschaft sich zu begeben, wenn er anders nicht ihn ganz verlieren wollte.

Entfernung und Zeit bleiben die einzigen Mittel einer ziemlich mißtrauischen Hoffnung; und Philipp folgte.

Als er die Gegend verließ, wo er geboren und erzogen worden war, von wannen er sich noch nie weiter entfernt hatte, als auf seine Lehre, – o, wie gern hätte er dann zehn Jahre seines Lebens aufgeopfert, hätte er dafür nur noch ein einzigesmal Kätchen sehen und sprechen können.

Doch umsonst – umsonst war sein Wunsch! Umsonst hatte er noch am letzten Abend wohl hundertmal auf den Hügel, von welchem er hinsehen konnte, sich geschlichen; umsonst ihr Haus selbst wiewohl nur von weitem umkreist.

Er sah' sie nicht.

Ein unglückliches Ohngefehr wollte, daß sie gerade damals krank auf ihrem Bette lag. Am nächsten Morgen begleitete ihn sein Vater und Freund noch einige Stunden

weit;

weit; empfahl ihm dann vielfältig strenge Rechtschaffenheit und Tugend; zeigte ihm, so weit er konnte, die besten Wege, die er zu gehen habe, und schied dann mit einem Segen von ihm, wie nur die ächte Frömmigkeit ihn ertheilen, nur die ächte Kindesliebe mit vollem Gefühle verdienen kann.

Daß jetzt Philipp seinen Vater noch einmal bat, wenn er jemals wieder Kätchen sähe, ihr seinen wärmsten Gruß zu melden, sie seiner ewigen Treue zu versichern, und zu gleichem Ausdauern zu ermahnen; das versteht sich.

Der ehrliche Alte versprach es auch, und hielt Wort.

Ungefähr neun Stunden, von seinem Geburtsorte, kehrte unser Wandrer in einer Dorfschenke ein, um die Nacht daselbst zu schlafen. Er legte sich, nachdem er sein Abendbrod genossen, mit andern Reisenden auf die Streu. Philipp träumte von Kätchen; aber auf einmal ward er geweckt, sehr unangenehm geweckt: man hatte ihm

Hände

Hände und Füße gefesselt. Philipp rief: ich bin ein ehrlicher Mensch; was wollt ihr mit mir? – Ein Landstreicher ist er, rief eine donnernde Stimme; und im Augenblick erkannte Philipp den Werber-Lieutenant, welcher im großen Gasthof ihn so genau betrachtet, und hernach mit Marianen und ihren vier Rappen, ohne die Fliegennetze, weggefahren war.

Philipp berief sich auf seine Kundschaft und auf seinen richtigen Paß. – Der Wirth zuckte die Achseln, und meinte dergleichen könne man bei ihm nicht finden. Man wendete Philipps Taschen um, und fand – statt Paß und Kundschaft, einen weissen Federbusch und drei Dukaten Handgeld.

Ohne weitere Umstände wurde itzt Philipp auf einen Leiterwagen geworfen, und so gieng die Reise, ungeachtet seines Protestirens, bei Nacht und Nebel, fort.

Wir lassen Philippen derweile fahren, und kehren auf einige Minuten zu Kätchen zurück.

War itzt Philipp unglücklich, so war Kätchen es um ein groſses noch mehr als er. Sie wuſste, daſs Philipp nur ihrentwegen die Gegend verlassen, nur ihrentwegen vom Gram immer weiter und weiter getrieben werde. Verspottet, geschmäht, gedrückt vom Vater und der Schwester sah sie in unerträglicher Länge jeden ihrer Morgen, Tage und Abende hinschleichen. In schlaflosen Nächten war dann Philipp ihr einziger Gedanke; aber freilich keine Erquickung. Sie stand noch matter auf, um neuer Quaal entgegen zu gehen. Alles, was sie sonst erfreuen konnte, hatte für sie seinen Reitz verloren.

Um sie zweifach zu kränken, wollte man selbst die Traurigkeit ihr verbieten; sie sollte mitlachen, wenn andre lachten, mit tanzen, sich mit freuen, bei kleinen ländlichen Festen: und sie konnte dies nicht.

Schlich sie sich dann zum einsamen Winkel, sahe man an ihren rothgeweinten Augen die Spuren ihres fortdaurenden

Kummers, so fieng man gewöhnlich mit plumpen Spöttereien an, und endete mit noch gröbern Schimpfreden: „Er müsse ihr „den Bettler von Jägerjungen noch aus dem „Kopfe bringen, und wenn der Kopf selbst „darüber zerplatzen sollte!" - Dies war ihres Vaters Lieblingsausdruck.

Mit Thränen gieng dann gewöhnlich Kätchen, wenn sie anders durfte, aus dem Zimmer in ihre Schlafkammer.

„Er brachte mich um alles!" rief sie oft: „um Glück und um jede süße Stunde „der Jugend, selbst um Hoffnung und Seelenruhe! Aber er ist doch mein Vater!"

Für das wirksamste Mittel, seiner Tochter den Kopf (wie er es nannte) zu recht zu rücken, hielt der Alte, wenn er ihr einen neuen Anbeter schaffe. Er gab einigen jungen Männern aus seiner Bekanntschaft deßfalls einen Wink. Sie waren nicht faul, um die reiche, junge, schöne Wirthstochter sich gehörig zu bewerben; aber alle schlug sie, zwar bescheiden, aber

un-

unerschütterlich aus. Keiner glich in ihren Augen Philippen; ja, wäre so gar auch einer von ihnen noch schöner, als Philipp, gewesen, auch dann hätte gewiß ihr Herz nicht gewankt! Sie hatte treue Liebe ihm, ihm allein zugeschworen, und wollte sie halten, so wenig auch die kleinste Hoffnung nur ihr übrig blieb.

Aufgebracht durch diesen Starrsinn, wie er es nannte, drohte der Vater ihr ernstlich mit dem Nonnenstande; sie schwieg dazu, und widersprach nicht.

Man stellte ihr also zum letzten Male an einem Weihnachtsabend frei, entweder einen neuen Freier zum Bräutigam, oder das Kloster binnen Monatsfrist zu wählen.

Sie antwortete entschlossen: Lieber das letztere noch morgen! – Und man hielt sie beim Worte.

Schwer hätte sich entscheiden lassen, wer froher dabei war: ihr geitziger Vater, oder ihre unwürdige Schwester?

Jener

Jener hatte seine Tochter nun am leichtesten versorgt; dieser blieb das ganze große Vermögen, bis auf ein mäßiges Stück Geld, welches das Kloster verlangte; beide eilten daher, so viel sie nur konnten; und das unschuldige Schlachtopfer ließ alles mit sich machen, nur nicht – sich verheirathen.

Nach wenigen Wochen nahm sie den Schleier, und sagte der Welt, ihren Anverwandten, jeder tröstenden Erwartung gute Nacht.

Philipps Bild begleitete sie auch in die enge, zu Klagen gewöhnte Zelle.

Allem andern hatte sie abgeschworen, und hielt den Schwur.

Nur durch den Gedanken an Philippen begieng sie allstündlich, alle Augenblicke einen Meineid.

Wir kehren zu Philippen zurück; dieser wurde auf einem Leiterwagen in der Nacht, aus der Dorfschenke, weiter gefahren. Sieben Tage und sechs Nächte war er gefahren, und wußte immer noch nicht,

wo

wo er war, und was er eigentlich vorstellen sollte. Endlich hielt man stille. Es war in einem kleinen Städtchen, an der böhmischen Gränze gelegen. Hier erfuhr Philipp erst, daß er kaiserlicher Rekrute war.

Es ist halt ein hübscher Mensch! sagte eine alte ausgetrocknete Figur, die sich Major nannte; als Philipp vorgestellt wurde. – Hat halt die Jägerei gelernt? will ihn bei die Scharfschützen bringen; kann dabei ein paar Dutzend Brauseköpfe von Franzosen todtschießen. –

Philipp wollte antworten, aber man verboth ihm zu reden, und in derselben Nacht wurde er noch eingekleidet, das heißt: er bekam eine graue Jacke, eine Lederwütze und damit Holla! ward er nach Wien abgeführt. Er hat die Jägerei gelernt hieß es: mithin muß er Scharfschütze werden. Philipp ward Scharfschütze; das Exercitium lernte er bald.

Er war geduldig, war bescheiden, hielt streng auf Ordnung, so wohl im Dienst als

außer

außer demselben. Dies erwarb ihm die Liebe seiner Offizier und das Mißvergnügen bei manchen von seinen Kameraden.

Philipp, wie wir wissen, konnte gut schreiben: er avancirte daher bald zum Unteroffizier.

Der Krieg gegen Frankreich ward ernstlicher und ernstlicher. Auch das Korps, worunter Philipp stand, mußte marschiren. Der Marsch sollte nach Chalons gehen, wohin die Preußen schon voraus waren. Aber schon an der Gränze wurde dies Korps vom Feinde überfallen, und von seiner Uebermacht geworfen: theils niedergehauen, theils gefangen genommen. Philipp wurde nicht niedergehauen, sondern gefangen, und mit mehrern Kameraden von den Neufranken weiter geschafft. Sein Loos warf ihn nach Straßburg.

Hier wurde er bald, so wie alle Mitgefangenen, die nicht bei der Republik hatten Dienste nehmen wollen, in die Kasernen gesteckt. Alles gefiel ihm hier recht wohl;

denn

denn die Gefangenen hatten es wirklich gut, wie Philipp nachher oft gerühmt hat: sie hatten reinliche Wohnung, richtige Löhnung, gutes Brod, alle Tage warmes Essen, und dreimal in der Woche Fleisch. Alle Gefangene lebten damit vergnügt, auch Philipp war damit zufrieden, nur das gefiel ihm nicht, daß er Tag und Nacht in den Kasernen eingesperrt bleiben mußte und nicht wenigstens in der Stadt herumgehen durfte.

Unsre Leser werden sich darüber freilich nicht wundern, weil sie ihn gleich vom Anfang herein, als einen freie Luft gewohnten Jägerpurschen haben kennen gelernt. Durch diese Einsperrung, durch das ewige langweilige Einerlei, durch die ihm unerträgliche Unthätigkeit, und durch die, seinen Kameraden so wohl behagliche, müßige Zeit, ward aus unserm sonst so fröhlichen, muntern, immer mit seinem Schicksale zufrieden gewesenen Jünglinge, in kurzem ein wahrer Misanthrop. Wenn andere ihre Löhnung gegen einander verspielten, oder in Elsasser

Wein auflöseten, oder sonst sich durch veraltete Soldatenstückchen, Schwänke u. d. g. die Zeit vertrieben, saß Philipp auf seiner Prütsche und strickte eine Jägertasche, oder Geldbeutel, oder Fischnetze für die Köchinnen u. s. w. oder er setzte sich ganz still in eine Ecke des Zimmers, zählte ganz sachte seine ersparte Löhnung, oder war ganz still, in sich gekehrt, und dachte. – Und was dachte er denn? Vermuthlich nicht viel, oder wohl gar nichts! werden Leichtsinnige fragen; oder dachte er über seine Gefangenschaft nach, und wie er sich, bei guter Gelegenheit, so bald wie möglich daraus befreien wollte? – Nein, dies alles nicht! er dachte an etwas Edleres und an wichtigere Gegenstände. Er dachte oft, sehr oft an seinen alten Vater, und wünschte nur eine Gelegenheit ausfindig zu machen, durch die er ihm seine von Zeit zu Zeit ersparte Löhnung schicken könnte; und dann dachte er auch oft und noch öfterer an Kätchen, an die mit ihr so traurig glücklich verlebten Tage, an jenen Hügel, wo ihre Herzen so

traulich

traulich sich in einander ergossen, wo sie sich einander so alles geworden waren, und itzt von einander so weit entfernt, und vielleicht auf immer getrennt bleiben sollten. Und doch drängte sich zuweilen ein frohes Vielleicht in seine Seele: vielleicht! dachte er dann, wenn der Krieg geendet ist, und ich, wie andere Gefangene, wieder ausgewechselt werden, wird sie doch noch die Meinige: „Ja, ich weiß es, ich fühl' es," sprach er dann froh und gleichsam getröstet zu sich selber: „sie bleibt mir treu! Ich hoff' es zu dem Gott der Güte, der mein Herze prüft, sie wird noch dereinst die Meinige."

Grille war dies allerdings; eine ziemlich seltsame Grille; aber welcher, auch noch so redlicher junger Mann, ist ganz davon frei? Freilich hätte Philipp auch bedenken sollen, daß der Krieg noch lange dauren könne; (wie wir leider die Erfahrung noch jetzt haben!) und wenn auch der Krieg bald geendet, oder Philipp auch sonst eher ausgewechselt worden, und Kätchen ihm wirklich

treu geblieben wäre – so hätte er freilich denken sollen; wenn auch dies alles geschehen: daß er Soldat war, und als solcher wieder zu seinem Regimente gebracht, und aus dessen Garnison zu Kätchen auf die Freide zu gehen, ihm nicht erlaubt werden würde; und wenn er auch durch Zufall, wirklich diese Erlaubniß, oder wohl gar seinen Abschied erhalten hätte, daß ihr Geld- und ehrgeitziger Vater, da er seine Tochter dem muntern, blühenden Jünglinge, und überall wohlgelittenen Jägerpurschen nicht geben wollte, itzt noch weniger, ihn als einen abgedankten, wohl gar zum Krüppel geschossenen oder dazu geschlagenen, Soldaten zum Schwiegersohne würde haben wollen.

Freilich, wenn er dies dachte, so sank ihm der Muth, und er in seinen vorigen Kummer und Gram wieder zurück. Aber zum Troste für ihn, dachte er dies nicht so genau durch, wie wir es unsern Lesern hieher gemahlt haben; sondern das Vielleicht

drängte sich von Zeit zu Zeit häufiger und lebhafter in seine Seele; man lasse ihm diesen süßen Wahn, und verarge es ihm nicht; denn selbst dem zum Tode verurtheilten Missethäter gönnt man ja noch einen gewissen Trost, und raubet ihm nicht alle Hoffnung.

In dieser Hoffnung ward Philipp noch sparsamer und von Tag zu Tag fleißiger in seiner Arbeit. Seine Arbeit ward in den ganzen Kasernen bekannt: bald wollte ein Soldatenweib einen gestrickten Geldbeutel, bald ein Küchen- oder Fisch-Netz u. d. g. haben.

Vorher hatte Philipp seine Arbeit in der Stadt, um das halbe Geld, müssen vertrödeln lassen; itzt konnte er nicht genug für die Kasernen fertigen, ob er gleich Tag und Nacht arbeitete.

Der Ruf von Philipps Geschicklichkeit gelangte bald auch zu den Ohren Louisens, der Maitresse des Kommandanten von den Kasernen. Eine Unteroffiziers-Frau both

ihr einen seidenen Geldbeutel zum Kauf an, auf welchem zwei sich schnäbelnde Tauben, nicht gemahlt, sondern eingestrickt waren, und zwar nach allen Schattirungen der Farben. Louisen gefiel dieser Beutel ausnehmend, sie bezahlte ihn gut, und bestellte sogleich noch einen, und zwar mit dem Namen ihres Herrn, seinem Alter, welches die Zahl sechzig ausmachte, und der Jahreszahl, denn sie wollte ihm solchen zum Geburtstage überreichen. Es sollte daran kein Fleiß gespart werden; denn sie würde auch nicht die Kosten ansehen.

Frau Beate (so hieß die Unteroffiziersfrau) nahm diesen Auftrag gern auf sich. Spornstreichs kam sie zu Philipp gelaufen, und richtete mit bedenklicher Miene ihren Auftrag aus: der Beutel ist für Demoiselle Louisen, bei unserm Kommandanten; sie will ihm solchen zum Geburtstags-Present machen, und wird gut zahlen; Louise ist aber ein schönes Kind, gilt viel bei dem alten Herrn; werden es schon billig

machen;

machen; sie hat den mit den schnäbelnden Täubchen mir auch abgekauft: und mich gefragt, wer der Verfertiger davon sey?

(wobei sie ihn äußerst zutraulich anblickte.)

Philipp versprach alles zu thun, was in seinen Kräften stehe, nur beklagte er sich, daß er gerade nicht die Sorten von Seide vorräthig habe, und er selbst könne solche nicht einkaufen, weil ihm nicht erlaubt sey, aus den Kasernen zu gehen.

Kann noch alles werden, können wohl die Erlaubniß noch erhalten, erwiederte Beate: man muß nur den Commang verstehen; Louise ist ein sehr gutes Kind, gilt viel bei dem alten Herrn – sie kann viel thun. –

Philipp. Gern will ich auch alles thun, was in meinen Kräften steht.

Beate. Ist noch sehr jung Louise, kaum ein Kind von zwanzig Jahren und schön – ach, so schön, wie die aufblühende Rose, — und der alte Herr wird nun sechzig, – – ja sechzig – wir sind in einem Alter. — Nicht wahr, hätten mir's nicht

angesehen? o, ich habe den siebenjährigen Krieg in Deutschland auch mitgemacht (wolgefällig) da habe ich manche schöne deutsche Herren kennen lernen; aber da war ich freilich auch über die Hälfte jünger. Ich bin immer den Deutschen gut gewesen. — Habe auch eine Tochter von einem Deutschen lediger Weise, ehe ich meinen Mann nahm; es war ein Herr Baron aus Wien, der hier studierte; sie ist mein letztes Kind, und wird nun auf Johannis auch vier und zwanzig Jahr werden. Ein schmuckes, braves Mädchen! hat gerade solche schwarze Haare und Augen wie Sie. —

In dem Augenblicke trat Mimi (so hieß Frau Beatens Tochter) herein. Ein Mädchen von der gefälligen Mittelstatur, schlank wie eine Birke, nachläßig, aber nett in ein weisses Habit gekleidet, welches ihr rabenschwarzes Haar, das leicht gelockt über ihren halb entblößten Nacken floß, noch mehr erhöhte; sie war etwas pockennarbig, aber gerade diese Pockennarben erhöhten

den

den Liebreitz auf ihren vollen und von Gesundheit strotzenden Wangen.

Liebe Mutter, sagte Mimi, nachdem sie eine kurze Verbeugung gegen Philipp gemacht hatte, Rothens Kätchen will den Geldbeutel, darauf die Täubchen sich schnäbeln, kaufen.

Bei dem Worte Kätchen ward Philipp blutroth im Gesichte, auch Mimis Gesicht färbte sich höher, vermuthlich weil sie glaubte, daß sie mit den schnäbelnden Täubchen eine Zweideutigkeit gesagt habe; aber Philipp hatte nicht daran gedacht, aber wohl war ihm bei diesem Namen sein im großen Gasthof zurückgelassenes Kätchen eingefallen.

Die Alte, welche beider Entfärbung bemerkt hatte, machte darüber ihre Anmerkungen, indem sie unter andern sagte: ach, Monsieur Deutsch, meine Tochter hat die Deutschen auch lieb! nicht wahr, Mimi?

Warum sollte ich dies nicht, antwortete diese bescheiden, da Sie mir gesagt haben,

ben, daß mein Vater selbst ein Deutscher ist?

Ein braver Deutscher, erwiederte die Mutter, indem sie sich eine Thräne aus den Augen zu wischen schien; ich wollte; ich hätte ihm gefolgt; so brauchte ich nicht wie itzt — —

Mimi unterbrach sie, indem sie wieder an den Beutel erinnerte. Herzenskind, entgegnete diese, den hat mir Mademoiselle Louise abgekauft, und noch einen obendrein bestellt. Philipp erinnerte, daß er gern mehrere machen wolle, wenn er nur erst die Seide dazu habe. Ach bald hätte ich dies vergessen, sagte die Alte, die will ich besorgen, sogleich besorgen; sagen Sie mir nur die Kouleuren, das Sortiment und Gewicht. Philipp sagte ihr alles, und wollte Geld dazu suchen. Lassen Sie das nur stecken, rief die Alte, will's schon derweile auslegen, und nur gleich gehen. (zu Mimi) kannst derweile den Herrn Deutschen unterhalten, werde nicht gar lange bleiben.

Mimi.

Mimi. Wenn aber Vater kommt?

Beate. Kann er warten; Geschäfte gehen vor; auch findet er zu essen und zu trinken.

Philipp. Ich möchte sie nicht gern von etwas wichtigerm abhalten, noch weniger die Ursach –

Beate. Gar keine Ursache, unterhalten Sie sich nur mit meiner Tochter, bis ich wieder komme. —

Philipp. Eine Ehre für mich, aber gute Madam – (Beate wartete das übrige nicht ab, sondern gieng —) Aber Mademoisell, (zu Mimi) wie wenig unterhaltendes werden Sie von mir erwarten können.

Mimi. Und ich dächte recht viel, z. B. von Deutschland, davon hat mir meine Mutter schon so viel schönes gesagt, und sie spricht immer, daß sie mir noch nicht den tausendsten Theil gesagt habe.

Philipp entschuldigte sich, daß er leider selber nicht viel von Deutschland wisse, denn da er in die Welt gehen wollen, um

solches

solches kennen zu lernen, sei er von den Werbern ergriffen, unter die Soldaten gesteckt, und als ein Schlachtopfer bis hieher geführt worden. Er erzählte ihr im kurzen alles was unsre Leser schon wissen. — Auch von Wirths Kätchen? — Nein, davon erwähnte er nichts; aber wohl fragte er, wer denn Rothens Kätchen sei. „Der Name klingt mir so deutsch!" sagte er.

Sie ist auch eine Deutsche, ob sie gleich wie ich in Strasburg geboren ist; denn ihre beiden Eltern sind aus Deutschland. Es ist ein recht liebes, herzensgutes Mädchen, und meine beste Freundin; wir sind mit einander aufgewachsen.

Philipp. Wissen Sie nicht aus welcher Stadt, oder aus welchem Lande, in Deutschland sie hieher gezogen sind?

Mimi. Den Namen von der Stadt weiß ich nicht, aber ein katholisches Land ist's; meine Mutter wird es ihnen sagen können. Aber es sind brave und reiche Leute, und haben noch das einzige Kind; der

Sohn,

Sohn, ein treflicher Mensch ist in diesem Kiege gegen die Deutschen geblieben, oder vielmehr im Frankfurt am Mayn, von — nicht von Soldaten – ermordet worden.

Bei den letzten Worten hielt sie sich das Schnupftuch vor die Augen.

Philipp, welcher glaubte in ihre Seele geschaut zu haben, suchte das Gespräch auf andere Gegenstände zu lenken; fieng eine, zwei, drei und mehrere Erzählungen an; aber Mimi schien nicht darauf zu merken. Endlich sagte sie mit schluchzender Stimme, indem sie sanft ihre Hand auf die seinige legte: Lieber Freund! fragen Sie immer weiter; ich will Ihnen gern antworten.

Philipp. Aber Sie weinen.

Mimi. Ach lassen Sie mich das; die Thränen sind mir Wohlthat: sie lösen meinen Schmerz auf; wenn Karl in einer Bataille geblieben, von seines gleichen getödtet, nur nicht – (hier stieg ihr Ton) von – – (den Namen verschluckte sie) gemordet

worden

worden wäre! Doch er starb den Tod fürs Vaterland! so, oder so!

Philipp suchte dem Gespräch abermals eine andere Wendung zu geben. Aber Mimi ergriff wieder seine Hand, drückte sie sanft, und sagte: fragen Sie fort, Freund! ich weiß, was Sie wissen wollen, und warum sollte ich mich der Antwort schämen? Ach, Mann, haben Sie je geliebt? Haben Sie je einen Kuß aus reinem Herzen auf die Lippen eines Sie wieder liebenden Mädchens gedrückt, und dieser Kuß war der erste, war der letzte Kuß Ihres Lebens; so wissen Sie meine ganze Geschichte, und werden mich bedauern. Karl, der gemordete Karl, war mein Bräutigam, zwei Jahr älter wie ich, sonst war ich ebenfalls von Kind auf seine Gespielin, wie die seiner Schwester. Im funfzehnten Jahr ward er nach Deutschland geschickt, die Handlung zu lernen; nach vier Jahren kam er zurück. Ich war täglich in seiner Aeltern Hause, wie noch itzt. In den Kinderjahren hatten wir uns schon geneckt,

und oft Braut und Bräutigam gespielt, itzt da die Empfindungen zur Reife gediehen, ward bald Ernst draus – mit einem Worte: wir liebten uns; auch würden uns die Eltern nicht entgegen gewesen seyn, obgleich die meinigen arm gegen die seinigen sind; denn auch seine Eltern liebten mich, wie die meinigen ihn. Und doch verheimlichten wir unsre Liebe vor beiden. Aber kaum war auch unsre Liebe entsponnen; kaum hatten wir uns gesagt, daß wir einander liebten; so ertönte das wilde Kriegsgetümmel; das Loos traf, unter vielen jungen Leuten, auch meinen Karl: er mußte fort, und wider seine deutschen Brüder streiten und ward von – Deutschen gemordet! (Hier machten häufig herabfließende Thränen eine ziemlich lange Pause.) Dann fuhr sie fort: ich begleitete ihn vor Strasburgs Mauern bis auf einen kleinen Hügel; hier nahm ich Abschied; hier drückten wir den ersten und letzten Kuß uns wechselseitig auf die Lippen; denn noch hatten wir dies nie gewagt, so oft und so viel wir uns auch von Liebe vor-

gesagt hatten. Im Augenblick rief ihn Pflicht in Reihe und Glied; er riß sich aus meinen Armen; ich war wie betäubt, und da ich wieder zur Besinnung kam, hatte schon eine Staubwolke die ganze Armee eingehüllt; mein Auge suchte und forschte lange, aber konnte nicht seinen Liebling entdecken, und die seinigen sind nun geschlossen. – Traurig schlich ich zurück, küßte unterwegs tausendmal sein Bildniß – (Thränen verursachten eine kleine Pause) „und küsse es noch!" rief sie hoch aus, indem sie ein Miniaturgemälde aus dem Busen riß, und mit Inbrunst an ihre Lippen drückte. „Ach sein Kuß brennt noch auf meinen Lippen, wie vom Feuer eines heiligen Märtyrers entzündet!"

In dem leidenvollen Gefühl hatte Mimi ihren ganzen Busen entblößt; ihre schönen rundgewölbten Brüste, von höchster Empfindung gespannt, wallten dem lüsternen Auge die schönste Ansicht entgegen, und mancher andere als Philipp hätte vielleicht

diese

diese reitzende Gelegenheit zur höchsten Untugend zu benutzen gesucht; aber Philipp hatte nichts gesehen, hatte nur gehört; Thränen hatten seine Augen verdunkelt: er dachte an sein Kätchen, denn diese ganze Geschichte stimmte mit der seinigen so überein, als wenn Mimi der ihrigen nur das Gewand der seinigen hätte umhängen wollen. — Beide waren stumm; beide saßen da, und weinten.

In dem Augenblick trat Frau Beate herein. Sie stutzte und trat einen Schritt zurück. „Schon so weit gekommen! sagte sie, indem sie auf ihrer Tochter entblößten Busen schielte. Kinder! rief sie, indem sie näher trat, und beide an der Schulter rüttelte, was fehlt euch, was habt ihr gemacht?“

Mimi und Philipp staunten sie an wie aus dem Traum erwacht. Keines von beiden konnte antworten: Mimi gieng fort, und Philipp machte Miene zu stricken. Beate sah ihrer Tochter bedenklich nach, aber

aber noch bedenklicher blickte sie Philippen an; indessen kramte sie ihre Seide aus, übergab solche Philippen, mit dem Bedeuten: ja bald die bestellten Beutel zu verfertigen, und gieng ihrer Wege. Philipp versprach alles zu thun, und wischte sich die Thränen von den Augen.

Sahe denn sonst niemand diese Auftritte? — Nein! kein Mensch; es war gerade schönes Wetter: die kaiserlichen Gefangenen und andere waren im Vorhofe der Kasernen, spielten, tranken und – – aßen. Die Schildwache stand zwar vor der Thüre, die allerdings etwas hören konnte; allein die Schildwache verrichtete ihre Pflicht, blieb vor der Thür; was gieng ihr auch das Weibergeschwätz an? und Beate hatte wohlweislich die Thüre hinter sich zu gemacht.

Philipp hatte gearbeitet, aber diesen Tag weniger als jemals. Die Nacht brach an; er konnte nicht schlafen: Mimi und sein Kätchen waren in einem fürchterlichen Streit in seinem Herzen.

Ist

Ist mir's doch, sagte er, als wenn Mimi die ganze Geschichte mit meinem Kätchen abgeredet hätte – nur mit dem Unterschied, daß ich Mannsperson und sie Frauenzimmer ist.

Philipp wollte der Sache weiter nachdenken, aber er schlief darüber ein; jedoch erwachte er eher als alle andere von seinen Kameraden: Louisens Beutel mußte diesen Tag fertig seyn. Mittags, Glocke eilfe war er fertig; um zwölf Uhr überreichte solchen schon Louise ihrem Gebieter. Dieser, vor Freuden seinen Namen, Geburtsjahr und Jahreszahl darauf zu finden, wußte nichts anders zu thun, als daß er selbigen mit Louisdo'ren füllte, und so den Beutel mit dem Bedeuten zurück gab: „Lasse Dir auch einen dergleichen Beutel verfertigen, fülle ihn aus dem meinigen, und gieb mir dann den Leeren zurück!"

Louise war eben mit dem Geldzählen beschäftiget, als Frau Beate eintrat, und ihr noch einen Geldbeutel überreichte: „Wie

gern

gerufen! sagte Louise; eben soll ich diesen leeren, wußte nicht wohin, und nun bringen Sie mir einen Beutel dazu. – Dank dafür, Mutter Beate! und diese Kleinigkeit." – Mutter Beate wog das Geld in ihrer Hand, und fand es ganz richtig, daß es vier Gold-Karolins waren. Schnell lief sie zu Philipp: Hier, sagte sie, hat Demoiselle Louise Ihnen für beide Beutel einen Louisblanc geschickt. Es ist zu viel, entgegnete Philipp, wollte der Alten zwei Gulden herausgeben; die diese aber nicht annahm, sondern dafür die übrigen drei Goldkarolins in ihre Tasche laufen ließ; jedoch mit dem Bedeuten, daß er ihrer Tochter, Mimi, auch einen Beutel machen sollte. –

Mimi einen Beutel machen! rief Philipp voll Feuer aus – lief zu seinem Garn, wand solches auf die Nadel: Seht, Mutter! rief er ferner: ich habe schon angefangen; morgen früh ist er fertig; denn ich schlafe nicht; aber ich muß ihn Mimi selber geben."

„Selber

„Selber geben – ich habe recht gesehen, habe recht gehört“ – sagte die Alte, und gieng.

Louise hatte eben das empfangene Geld gezählt, und wollte es in den neuen empfangenen Beutel thun, als Frau Beate in ihr Zimmer trat. „So gleichgültig?“ sagte Beate, und gieng wieder. Louise wußte nicht, was das Weib damit sagen wollte, aber sie war so erschrocken, daß sie das Geld aus der Hand hatte fallen lassen, und über die Hälfte davon lag unter dem Tische. Sie suchte es auf, und in der Emsigkeit hatte sie auch den Beutel hinunter geworfen. Bedächtiger als das Geld hob sie diesen auf, aufmerksam legte sie denselben auf den Tisch, und noch aufmerksamer nahm sie ihn wieder in ihre Hände: der Grund des Beutels war blaß blau, das darauf angebrachte Schild blaß Rosa: Louisens Name glänzte in Goldfaden darinnen; das Schild umzogen von der einen Seite Epheuranken mit Vergiß mein nicht, und auf der andern Seite ein

Rosenzweig mit zwei unaufgeblühten Rosenknospen.

Louise drehte den Beutel hin und her, und konnte sich nicht satt sehen: „Bei Gott! eine schöne Invention,“ rief sie aus. — Und noch schöner ihr Verfertiger! rief ihr Mutter Beate entgegen, die eben eintrat.

Louise. Aber sagen Sie mir, wer ist denn der Mensch, der dergleichen schöne Arbeit macht?

Beate. Ein gefangener kaiserlicher Soldat.

Louise. Ein Kaiserlicher? — ich dachte ein Preusse, oder —

Beate. Ein kaiserlicher, Mademoisell! aber nicht geborner Kaiserlicher.

Louise. Mag er doch seyn, wer er will; seine Arbeit ist schön! (besieht den Beutel noch einmal, und bleibt mit den Augen immer auf dem Schild haften) Bei Gott! schön! die allerliebsten Vergißmeinnicht! und diese Rosen — ach!!

Beate. (Sie wohlgefällig betrachtend) Glauben Sie mir, Mademoisell Louise, noch

noch schöner ist dieser Mensch; jung, kaum zwanzig Jahr alt, gewachsen, wie eine Spindel, Haare, wie meine Mimi hat, Wangen, auf welchen das Morgenroth sich zu verlieren scheint, und akkurat sind seine Augen wie meiner Mimi ihre, fast noch feuriger.

Louise hatte während der Lobrede, die Beate Philippen hielt, den Beutel vor sich hingelegt, den Kopf auf den Arm gestützt, und den Blick zur Erde gesenkt. — Wie so in Gedanken, wie auf einmal so niedergeschlagen, Mamsell Louischen? Hat der schöne Beutel so viel Eindruck auf Sie gemacht, oder vielmehr sein noch schönerer Verfertiger? Ja der schöne Deutsche! der schöne Deutsche – würde mancher von unsern Demoisellchen und Dämchen das Köpfchen verdrehen, wenn er Gelegenheit hätte in Gesellschaft zu kommen; und ich wette: Mamsell Louischen selbst würde davon nicht frei bleiben. – Er ist ein scharmanter Junge, dieser Deutsche!

Louise. Und was kann mir dies alles helfen, wenn dieser junge Deutsche auch so schön wie Adonis, oder ein zweiter Paris wäre! was hilft das mir?

Beate. Ihnen nichts helfen? Sind sie nicht jung, schön, liebenswürdig?

Louise. Wenn ich auch jung bin; das übrige wollen wir weglassen. Sagten Sie nicht selber, daß er, wenn er nur Gelegenheit haben sollte, unsern Mädchen und Damen die Köpfe verdrehen würde? welche Ansprüche würde ich dagegen machen können!

Beate. Welche Ansprüche Sie machen können? Sie, Mademoisell, die allerersten! Sie Sie nicht des Kommandanten Freundin? – Der Deutsche ist des Kommandanten Gefangener; also auch ihr Gefangener, so bald Sie wollen: Sie vermögen ja alles über den Kommandanten; sollte Ihre Gewalt sich nicht auch über einen armen gefangenen Deutschen erstrecken können?

Louise ward über und über roth, ob aus Liebe oder aus Unwillen: werden unsre Leser gleich erfahren. „Also meinen Sie, Frau Beate, sagte sie etwas hitzig; ich sollte meine Macht, die ich über das Herz des Kommandanten besitze, zur Gewalt gegen einen armen Deutschen Gefangenen ausarten lassen. Nein, ich bin nicht Grossultanin, so wenig wie der Major Großsultan! ich brauche keine Sklaven.“ –

Beate. O wie viele tausende würden gern die Sklaven der liebenswürdigen Louise seyn wollen! und ich wette der schöne junge Deutsche Gefangene würde, mit frohem Dank, die Fesseln der Liebe von so schönen Händen sich anlegen lassen.

Louise. Beate, Sie vergessen sich, oder haben Sie's heute drauf angelegt mich zum besten zu haben? Wissen Sie nicht, wem ich verpflichtet bin? und ich kenne ja nicht einmal den jungen Menschen, so wenig wie er mich; kein Auge von uns hat das andere gesehen.

Beate.

Beate. Ach, dazu kann bald Rath werden; Sie sind in den Kasernen; er auch: zwischen den andern Dämchen und Mamsellchen aber hat die Kasernenmauer eine große Kluft bevestiget, über welche jene nicht zu ihm herein können und er nicht zu ihnen hinaus. –

Louise. Ihr Spaß, Beate, ist mir unangenehm, und Ihre, mir wahrscheinlich, hegende Absicht ärgerlich. Ich ahnde es, Sie wollen mir Schlingen legen, mich unglücklich machen, und das würde ich, wenn ich mich verkuppeln ließ: nein! dazu brauche ich weder Sie noch einen Deutschen Gefangenen Ohnfehlbar haben Sie schon, für den Herrn Major, ein unschuldiges Wildpret auf dem Rohre? Pfui, Madam! so klein hätte ich nicht von Ihnen gedacht!

Beate. Um Gottes Willen, Mamsell Louischen! was ereifern Sie sich! wie können Sie so was von mir denken; bloß der schöne Beutel gab die unschuldige Ursache dazu.

„Ich

„Ich mag von allem nichts mehr wissen,“ rief Louise, in der That aufgebracht, „weder von Ihnen, Madam, noch dem Deutschen, noch von dem Beutel!“ Hierbei öffnete sie die Fenster, und wollte den Beutel hinauswerfen; aber Beate fiel ihr in den Arm, indem sie bittend sagte: thun Sie das nicht; was kann der Beutel, was der arme Mensch dafür, daß ich Sie ereiferte: sehen Sie, dort kommt er eben; wie niedergeschlagen sein Blick ist, als wenn er's ahndete, wie sehr Sie, auf einmal, ihn und seine Arbeit verachten. –

Das Ungefähr wollte es so haben, daß Philipp, zu derselben Zeit, wirklich über den Hof gieng, um an dem Brunnen Wasser zu schöpfen. Weil andere Kameraden, in gleicher Absicht, und vor ihm, da waren, so mußte er einige Minuten verziehen. Seine Augen irrten, aus langer Weile, in dem weitläuftigen Kasernenhofe umher, bald blickte er auch aufwärts, und bemerkte Frau Beaten, neben Louisen, im Fenster; da er

erstere kannte, war es seine Schuldigkeit, daß er seine Mütze zog, und hinauf grüßte; diese dankte ihm freundlich, und Louise, mußte freilich, Wohlstands halber, ihm auch einen Dank zunicken. Und bei dem Nicken, wollte Frau Beate bemerkt haben, daß damit eine große Veränderung in Louisens eben geäußerter Gesinnung vorgegangen sey: ihre aufbrausende Hitze im Gesicht habe sich mit diesem Nicken sogleich in ein angenehmes Blaß verwandelt; – so viel ist gewiß, daß sie den Beutel nun nicht wegwarf, sondern ganz sachte in ihre Tasche steckte, ihre Augen wohlgefällig auf Philipps schöner Gestalt ruhen ließ, und ihm noch nachsahe, da er schon vom Brunnen weg und wieder in die Kasernen gegangen war.

Unwillig schien sie das Fenster zuzumachen, setzte sich stillschweigend an den Tisch, und stützte die Stirne in die Hand, als ob sie über etwas nachdenken wollte. Da Louise kein Wort sprach, und ziemlich lange in dieser Situation blieb, so schwieg

auch

auch itzt, wider Gewohnheit, Beate; machte aber doch, nach ihrer Art manche Bemerkungen. Endlich aber dauerte ihr das Schweigen doch zu lange: Sie scheinen verdrießlich zu seyn, und, um meiner Gegenwart müßig zu seyn, bei ihrem vorigen Befehle beharren zu wollen; sagte sie, und machte Miene sich zu empfehlen.

„Wollen Sie schon gehen? sagte Louise, indem sie sich die Augen rieb; bleiben Sie doch noch ein wenig, liebe Beate.“

Beate. Wenn Sie befehlen, und ich Ihnen nicht lästig bin?

Louise. Wenn ich itzt nun auch gleich keinen Auftrag für Sie hätte, so könnten wir doch noch ein wenig mit einander plaudern.

Beate. Das thue ich gern; wenn ich Ihnen nur nicht zur Last falle; aber vorhin schien es bald so; und doch so ganz wider Verschulden; ich meinte es gut; denn ich konnte es freilich nicht wissen, daß weder der Beutel Ihren Beifall habe, noch der – –

Louise. Schweigen wir itzt davon; ich erkenne mein Unrecht, und will es schon einmal auf andre Art wieder gut zu machen suchen. Kennen Sie den jungen Deutschen schon lange?

Beate. So lange er hier ist – Sie wissen wohl, daß ich Menschenfreundin bin, und mich mit allerhand abgebe, auch gern helfe, wo ich helfen kann; da verkaufte ich ihm denn auch seine Arbeit, habe ihm manchen großen Thaler gebracht, habe ihm auch Vorschuß gegeben bis diese Stunde.

Louise. Das ist brav! Aber, wie ist er denn in seinem Umgange?

Beate. Allerliebst! leutselig, gefällig, offenherzig, ehrlich. –

Louise. Das letztere sollen die meisten Deutschen seyn. Zeigt denn aber auch sein Umgang von Erziehung, ist in seinen Reden Witz, Verstand? – –

„Voller Witz, voller Verstand! fiel Beate ein. Er muß von sehr guter Familie seyn, und die beste Erziehung genossen haben.

ben. Sie sollten nur einmal mit ihm sprechen, und so ein Ständchen um ihn seyn: Sie würden mir gewiß recht geben, daß es ein allerliebster, herrlicher Mensch ist, so zuthuend, so schmeichelnd, so gelassen." – Ueberhaupt war Beate in Lobeserhebungen von Philipp unerschöpflich. Welche Absicht sie dabei hatte, werden unsre Leser sich leicht selbst erklären können, wenn sie sich erinnern, daß sie von den vier Goldkarolins einen Philipp gab, und drei für sich behielt. Durch eine nähere Bekanntschaft zwischen Louisen und Philipp konnte es ihr nicht fehlen, mehrere dergleichen Gelegenheiten zu überkommen, eines für Philipp und drei und mehr für sich zu rechnen. Sie bot daher alle Kräfte auf, die Sache so schnell als möglich in's Werk zu stellen. Sie gieng itzt unter dem Vorwand einer nothwendigen Verrichtung. Dies that sie wohlbedächtig, denn sie wußte wohl, daß man nicht gleich alles auf einmal erklären, sondern den andern Theil auch über dies und jenes nachdenken lassen müsse,

wenn

wenn man seinen Zweck sicher erreichen wolle.

Sie hatte recht geschlossen; denn kaum hatte sie das Zimmer verlassen, so saß auch Louise wieder in ihrer vorigen Stellung am Tische, den Kopf auf den Arm gestützt. Sie mußte lange so gesessen haben; denn Beate war unter der Zeit zu Hause, auch bei Philipp gewesen, hatte diesem tausend schöne Sachen von Louisen erzählt, und war auch wieder zurück gekommen. Louise saß immer noch in voriger Stellung. „Ach, es ist gut, daß Sie kommen, sagte Louise, die Zeit wird mir unendlich lang. Was macht der Deutsche?"

Beate. Er strickt eben eine Jagdtasche.

Louise. Kann er das auch? O, er soll mir auch eine stricken; aber recht schön —

Beate. Das wird er gewiß; aber was wollen Sie mit der Jagdtasche?

Louise. (verlegen) ich will sie verschenken an — an — meinen Bruder. —

Beate.

Beate. Der ist ja bei der Rheinarmee.

Louise. So schenke ich sie einem andern. Aber ich möchte sie gern selber bestellen. Ich wollte so etwas hinein haben, das ich gerade nicht sagen kann. Wenn ich nur wüßte, wie ich ihn sprechen sollte?

Beate. In die Wachstube können Sie freilich nicht zu ihm gehen. Ich bestelle ihn zu mir, und Sie bestimmen die Stunde.

Louise. Aber da ist Ihr Mann zu Hause, und – Mimi.

Beate. Mein Mann geht mit etlichen Livren weg; ist dabei froh, wenn er hinlänglich zu trinken hat: und das hat er! Befehlen Sie nur die Stunde der Zusammenkunft: bei mir weiß kein Mensch davon.

Louise. Nach acht Uhr; denn um acht Uhr geht der Major aufs Kaffeehaus.

Beate verstand den Wink, gieng, und gieng zu Philipp. Sie sagte ihm alles treulich, was sie mit Louisen seinetwegen gesprochen

sprochen hatte. Philipp, der immer reinlich gieng, zog sich itzt noch reinlicher an, und wie die Glocke Acht brummte, erschien er in Beatens Wohnung.

Beate, die alles äußerst reinlich gemacht hatte, stand an der Thüre. Philipp erschien, in noch reinlicherer Kleidung. „Sie gehen in dies Nebenzimmer, Monsieur Philipp!"

Philipp gieng, wie ihm gesagt worden. „Ich bitte um Verzeihung! rief Frau Beate, daß ich nicht gleich Licht brachte" — „und ich bitte sehr um Verzeihung, daß Sie kein Licht gebracht haben," rief eine Stimme im Hintergrunde.

Diese Stimme war Louisens Stimme. Beate brachte Licht. „Setzen Sie das Licht auf die Seite;" sagte Louise. „Und Sie, junger Herr, aus Deutschland, treten näher."

Philipp näherte sich, und zitterte. Liebe Beate, rief Louise, ich sagte Ihnen doch, wegen einer Bouteille Wein. — Beate

gieng,

gieng, und brachte im Augenblick Wein. „Ach! das ist nicht die rechte Sorte — rief Louise, etwas hitzig; es sollte Rheinwein seyn." Beate gieng, und Philipp stand noch im Winkel, wo er vorher gestanden hatte.

Louise war itzt mit Philipp allein; Louise wußte itzt nicht was sie sagen sollte. — Hatte sie denn nicht weiter an die Jagdtasche gedacht? — Leider nicht eher, als bis Philipp sagte: Mademoiselle, Sie verlangten von mir eine schöne Jagdtasche.

Louise. Ja, lieber Deutscher, eine Jagdtasche! (ihm die Hand drückend) Aber sie muß von lauter seidenem Garn seyn; nicht wahr?

Philipp. (unter tiefer Verbeugung) Wie Sie befehlen: von Seide oder Zwirn: die Arbeit ist einerlei.

Louise war äußerst verlegen, bald sah sie den schönen jungen Deutschen an, bald wollte sie reden, und wußte doch nicht was sie reden sollte: ihre Augen hafteten auf Philipps schöner Figur.

Philipp war auch der Zeit müßig, und beide würden, ohne ein Wort weiter mit einander zu wechseln, von einander geschieden seyn, wäre nicht eben Frau Beate mit dem Rheinwein hereingetreten, und hätte die Pause unterbrochen.

„Dieser wird doch recht seyn,“ sagte sie, und setzte die Flasche auf den Tisch.

Louise sah bald Philipp, bald Beaten, bald den Wein an; endlich aber schenkte sie doch ein Glas ein, indem sie sagte: „da, lieber Deutscher, versuchen Sie.“ – Ich werde Bescheid thun, entgegnete Philipp, so bald Mademoiselle Louise den Anfang gemacht haben, ungeachtet ich nicht weiß, wie ich zu dieser außerordentlichen Ehre kommen soll. – Es ist Rheinwein, und mithin ihr Landsmann; Mademoiselle Louise schließen daher mit Recht, daß Sie den Anfang machen und den Ausspruch thun sollen, ob er ächt oder nicht ächt ist; sagte Beate ihn etwas schalkhaft anblickend, und wollte das Glas aus Louisens Hand nehmen und es

Phi-

Philippen aufzudringen. „Lassen Sie mich, rief Louise; er wird doch eben so gut das Glas aus meiner, wie aus Ihrer Hand nehmen können! (zu Philipp) Prosit, lieber Deutscher!" Sie trank etwan das Viertheil vom Glase ab, und reichte es dann Philippen hin. Stillschweigend und mit zitternder Hand ergriff dieser solches, und stürzte es ohne weiter eine Verbeugung zu machen, oder eine Gesundheit aufzubringen, in sich.

Nun, wie finden Sie den Wein? fragte Beate. – Gut, sehr gut! antwortete er, ungeachtet ich dergleichen in meinem ganzen Leben nicht getrunken habe; aber — er kam aus Louisens Händen. – Und dieser Wein ist ihr Landsmann, wächst in Deutschland, in ihrem Vaterlande! – sagte Beate.

Philipp. Und doch habe ich dergleichen noch nie getrunken: mein Vater ist arm; und froh sind wir gewesen, wenn wir uns zum Sonntag, in der Woche einmal, nur einen Schoppen Frankenwein erzeigen konnten.

Armer Deutscher! seufzte Louise in sich, nahm das Glas, setzte es an ihre Lippen, schlurfte, als ob sie trinke, und bemerkte es entweder nicht, daß kein Wein darin war, oder sie wollte nur den Fleck am Glase mit ihren Lippen suchen, den Philipps Lippen berührt hatten. Beate, welche ihre Verlegenheit bemerkte, füllte das Glas; Louise ergriff es lächelnd, und leerte es in einem Zuge. Sie füllte es dann selbst wieder, und reichte es Philippen, demselben stier in die Augen sehend: dieser ergriff solches, und leerte es eben so, wie vorher Louise gethan hatte, nur daß er ihr nicht in die Augen sah, sondern seinen Blick vor sich auf die Erde heftete.

Beate, welche glaubte, daß ihre Gegenwart, gerade bei einer solchen Szene am überflüßigsten sey, entfernte sich, und ließ sie mit einander eine ziemliche Weile allein; aber wie erstaunte sie bei ihrer Rückkehr, da sie Beide noch in voriger Stellung nicht eine Spanne weit sich näher gebracht sah.

Sie

Sie nöthigte sie zu trinken, sich zu setzen, und vergnügt zu seyn. Sie rückte absichtlich beider Stühle recht dicht an einander, stauchte sie gleichsam darauf, füllte zwei Gläser, und zwang jedem das seine auf. — Wir trinken zusammen! sagte Louise: nicht wahr, lieber Deutscher! und reichte ihm die Hand; die Philipp ergriff, aber bebend, auch gleich wieder sinken ließ. Die Alte war wieder fortgegangen. Louise leerte das Glas halb, Philipp mußte die andere Hälfte trinken; dann ergriff sie von neuem seine Hand, und sagte: aber warum so stille, so bestürzt? Erzählen Sie mir doch etwas.

Philipp. Was könnte ich Ihnen erzählen; da mir nicht weiter zu sehen erlaubt ist, als bis an die Mauern der Kasernen.

Louise. Sie haben also keine Erlaubniß in die Stadt zu gehen?

Philipp erklärte ihr, daß solches keinem Gefangenen zustehe, daß er sich diese Freiheit aber wohl wünsche, besonders wegen Einkauf des Garns, auch möchte er gern

einmal etwas von Strasburg erzählen können, wenn er wieder nach Deutschland zurück gekehrt sey. Louise versprach ihm einen Freipaß zu verschaffen, mit der Versicherung, daß sie bei dem Kommandanten etwas gelte. Philipp erwiederte, daß er dies schon durch Frau Beaten wisse, und bat sie deshalb seiner eingedenk zu seyn. „Morgen sollen Sie den Freischein, in die Stadt gehen zu dürfen, haben, und sollen die Stunde durch Beaten erfahren, wenn Sie solchen abholen können.“ Eben wollte ihr Philipp dankbar dafür die Hand küssen, und schon dachte Louise sich bei ihm wichtiger gemacht zu haben, als Frau Beate herein trat, und erinnerte: daß die Zeit verflossen sey, und sie sich trennen müßten, wenn sie nicht gleich durch die erste Zusammenkunft wollten verrathen seyn. Ungern schied Louise, und selbst Philipp schien itzt zu wünschen, noch eine Zeitlang in ihrer Gesellschaft verharren zu dürfen, wenigstens ward er über und über roth, als sie die Hand zum Abschied reichte und ihm gute Nacht wünschte.

Philipp hatte denselben Wunsch gegen sie gethan: und doch konnte Louise diese Nacht nicht schlafen. Noch lange, da der Major schon zu Bette war, saß sie in ihrem Zimmer, den Kopf auf den Arm gestützt. Auch im Bette fand sie keine Ruhe: Philipps Bild gaukelte ihrer Einbildungskraft tausend wunderbare Träume vor; aber in keinen konnte sie sich recht finden: bald sah sie ihn recht eifrig sich um ihre Liebe bewerben, bald schien er sie zu meiden; itzt erschien er ihr in der schönsten Offiziersuniform, itzt wieder als Gefangener; itzt im Schäferhabit; itzt in Ketten; itzt in seinem Blute röchelnd — itzt schreckte sie auf: der Tag war angebrochen, und sie hatte noch keine eigentliche Ruhe genossen.

Und Philipp – hatte auch nicht geschlafen. Bald schwebte Louisens, bald seines verlassenen Kätchens Bildniß vor seinen Augen: wenn jene ihm lächelnd das blinkende Weinglas reichte, so winkte diese, mit Thränen in den Augen — ihm mit dem weissen

Schnupf-

Schnupftuch; und so gieng das wunderbare Gemisch von Kampf und Drang, in seiner Einbildungskraft die ganze Nacht durch.

Früh bei guter Zeit kam Beate zu ihm, und forschte genau, wie weit er mit Louisen gekommen, was sie mit einander gesprochen, ob sie sich einander wieder bestellt hätten u. s. w. Philipp war aufrichtig, und sagte ihr: daß sie versprochen, ihm einen Freipaß zu bewirken, und weiter konnte er ihr auch nicht viel sagen, denn in der That hatten sie wenig mehr mit einander gesprochen. Damit aber nicht zufrieden wanderte Frau Beate nun zu Louisen; machte tausend Lobeserhebungen von Philipp, und forschte dabei immer nach, wie weit beide mit einander gekommen seyn mögten. Louise aber, die ihre Neugierde merkte, sagte zu allem weiter nichts, als daß sie so gut seyn, und den gefangenen Deutschen, heute Mittag, punkt eilf Uhr zum Major bestellen möchte.

Beate richtete ihren Auftrag aus, und Philipp erschien mit dem Schlag eilf Uhr

bei

bei dem Kommandanten: immer reinlich und akkurat in seinem Anzuge, hatte er's itzt am wenigsten fehlen lassen. Er wurde sogleich vorgerufen. Der Major, ein Hochachtung und Würde erregender Mann, bewillkommte ihn liebreich: „Sie sind ein kaiserlicher Gefangener, und haben durch meine Niece (auf Louisen deutend) um einen Freischein, in die Stadt gehen zu dürfen bei mir anhalten lassen." –

Philipp. Ich wollte bei Eure Gnaden darum unterthänigst gebeten haben.

Major. Ersparen Sie diese die Menschheit erniedrigende Ausdrücke; sie sind veraltet, und hier zu Lande aus dem Etikettensystem ganz ausgestrichen worden. Sie sollen einen solchen Freischein haben; aber warum wollen Sie nicht lieber ganz freier Mensch seyn? (Philippen mit den Augen von den Füßen bis auf den Kopf messend) So ein wohlgebildeter junger Mann kann dem Glücke Trotz bieten, und zugleich der Menschheit viel nützen. – Haben Sie nicht Lust

Dienste

Dienste bei der Republik zu nehmen? durch gute Aufführung und Bravour kann Ihnen das Avancement nicht fehlen.

Philipp erklärte, wie er nie Lust zum Militairstande gehabt, und erzählte aufrichtig, – was unsre Leser schon wissen, – wie er zum Soldatenstande gewaltsam gezwungen worden sey.

„Zwang zum Dienst thut nie gut, sagte der Major, der Mensch muß jeden Stand freiwillig ergreifen. Daher suche auch ich Sie nicht zu überreden, bei uns Dienste zu nehmen.“ Hiermit setzte er sich, schrieb einen Freischein, gab solchen Philipp, indem er sagte: nur keinen Mißbrauch damit. — Gewiß nicht! entgegnete Philipp: ich wollte erstlich gern die schöne Stadt kennen lernen, um in meinem Vaterlande davon sprechen zu können, und dann die Materialien zu meinen kleinen Arbeiten selbst einkaufen. – „Ach ja, es ist schon recht, Sie sind ja der schöne Beutelmacher; wovon ich auch eine Probe besitze. (zu Louisen) Siehst', hast

hast mich nicht erinnert! (zu Philipp) Apropos! wollten Sie wohl meine Niece diese Strickkunst lehren? sie hat mich darum gebeten; sie werden an ihr eine gelehrige Schülerin finden; und ich werde Ihnen, was recht ist, bezahlen." — Philipp versicherte, daß er sich ein Vergnügen daraus mache, und man mögte nur die Stunden bestimmen. Der Major fragte Louisen, wenn sie, und Philippen, wenn er Zeit habe. Philipp sagte, alle Stunden, aber Louise sagte gar nichts; denn itzt dachte sie weder an die schönen Beutel noch an die Strickerei, sondern ihre Aufmerksamkeit hatte sich mit ihren Augen zugleich auf Philipps schöner Figur verloren. Philipp wurde entlassen, und nur itzt kam sie zu ihrer Besinnung zurück, als ihr der Major befahl Philippen zu begleiten, und Philipp, vor der Thür, sie fragte, wenn sie mit dem Strickenlernen anfangen wolle? Louise besann sich eine ziemliche Weile, also hat es mein Onkel erlaubt! rief sie freudig. Nun heute noch, Lieber! heute noch! die Stunde will ich

Ihnen

Ihnen sagen lassen, wenn Sie anders da Zeit haben.

Nicht lange war Philipp in seiner Wohnung angekommen, als auch schon Beate eintrat, und tausend Fragen an ihn that: wie ihn der Major aufgenommen, ob er einen Freischein erhalten, ob Louise auch zugegen gewesen? u. s. w. Aber noch lange nicht war sie mit Fragen fertig, als ein Bote eintrat, mit Befehl: Frau Beate möchte augenblicklich zu Mamsell Louisen kommen.

Ungern gieng sie, ehe sie Philipp ausgeforscht hatte, aber was sollte sie machen? sie mußte gehorchen. Da sie eintrat, hatte Louise eben ein Billet besiegelt, welches sie mit den Worten erhielt: Liebe Beate, dieses Billet tragen Sie unverzüglich zu dem Deutschen, und bringen mir, so bald als er es gelesen, die mündliche Antwort: ja oder nein! augenblicklich zurück.

Beate gieng, aber schon auf der Treppe besah sie das Billet hinten und vorne: 's wird der Freischein seyn, sagte sie bei sich

selber; aber sie fühlte auch Geld darin: was das? rief sie mit Verwundrung aus; sollte er wohl den Major haben bestechen wollen, dieser aber nicht darauf gehört und ihm den Schein verweigert haben. So viel sie auch das Siegel untersuchte, so war es zu gut verschlossen, und es gewaltsam zu eröffnen wagte sie doch nicht, zumal da Louise sich des Majors Wapen bedient hatte. Ihre Neugierde beflügelte daher ihre Füße, so, daß sie beinah in die vor der Wachstube stehenden Gewehre gefallen wäre, wenn sie die Schildwache nicht aufgefangen hätte.

Philipp eröffnete das Billet hastig, aber langsam las er es durch: denn es war halb französisch und halb deutsch geschrieben, weil sie eben so wenig deutsch wie Philipp französisch verstand, doch grübelte er von dem Sinne so viel heraus: ob er Nachmittag um vier Uhr zu ihr kommen wolle oder nicht, und daß er für dieses beigehende Geld Materialen und Instrumente zum Unterricht im

Stricken ankaufen sollte. Er legte das im Billet befindlich gewesene Geld ins Fenster; Beatens schielender Blick folgte nach, und entdeckte genau, daß es vier Goldkarolins waren. Sie sollen vermuthlich etwas dafür verfertigen? fragte sie. Wohl! erwiederte Philipp; und studierte immer mehr in dem Billet wo er noch herausbrachte, daß er gegen Beaten nicht zu offenherzig seyn sollte. Vermelden Sie an Mamsell meinen gehorsamsten Respekt, und sagen ihr zur Antwort: Ja!

Beatens Blicke hafteten immer noch auf den Goldstücken: Sie müssen recht hübsches Geld verdienen, sagte sie, und trippelte immer herum; unser eines muß sichs sauer werden lassen, um ein paar Livres zu verdienen. Philipp merkte, was sie damit sagen wollte. Ich gäbe Ihnen gern etwas für Ihre Mühe, sprach er, allein ich habe eben kein einzelnes Geld. Ich kann Ihnen wiedergeben, antwortete Beate, was haben Sie? Philipp zog einen halben Goldkarolin

heraus

heraus und gab solchen Beaten, mit dem Erinnern, daß sie ihm die Hälfte kleines Geld herausgeben sollte. Zum Unglück, sagte Beate, nachdem sie lange in den Taschen gesucht hatte, bringe ich auch nicht mehr zusammen als etwa drei Livres, die sie ihm hinreichte, die ihr aber Philipp wieder zurück gab, mit dem Bedeuten: Mamsell nur bald Nachricht zu bringen.

Beate gieng: Louise wartete ihrer schon auf der Treppe. Mit hoch aufblühender Freude hörte sie Philipps Antwort mit Ja! an. Aber ich habe auch ein recht schönes Trinkgeld bekommen, murmelte Beate. Hier, von mir auch eins, sagte Louise, gab ihr einen Louisd'or, und hüpfte freudig in die Stube hinein.

Muß doch etwas wichtiges seyn! sagte Beate, als sie die Treppe hinunter gieng; sonst würde ich nicht von beiden Seiten bekommen haben. Hierbei spielte sie mit dem Gelde in der Hand. Eßt nur Kinder! sagte sie zu ihren Leuten. Diese aßen, sie

aber

aber aß nicht, sondern stellte sich an's Fenster. Nicht lange: schlug es ein Uhr; und der Major ritt weg. Haha! sagte sie bei sich selbst: so ein Tete a Tete zwischen Mamsell Louisen und dem Deutschen! — aber kaum hatte sie dies gedacht, so gieng auch Philipp dem Kasernenthore zu, zeigte einen Zettel, und paßirte. Das ist etwas anders, meinte Beate und schlich nach. Philipp gieng eine Straße auf, die andere ab; Beate folgte ihm auf dem Fuße nach. Auf einmal, als er eine Ecke herum gehen wollte, fiel er nieder, wie vom Schlag gerührt, rang die Hände in der Luft, und alles, was man von ihm hören konnte, war: „das war sie, oder ihr Geist verfolgt mich!" —

Es versammelten sich sogleich eine Menge Menschen. Wer ist dieser junge Mann? riefen tausend Stimmen; was fehlt ihm? riefen tausend andere Stimmen nach. Unter der Zeit hatte man ihn schon angefaßt und in das zunächst gelegene Haus gebracht.

Beate,

Beate, die ihm nachgeschlichen, wäre gern die nächste gewesen, allein, sie konnte durch die Menschenmenge nicht durchdringen; doch erfuhr sie bald, daß Philipp in Herrn Rothens Haus getragen worden war: sie wußte alle Eingänge in dasselbe, und bald war sie an Philipps Lagerstäte. Aber auch hier war derselbe von einer Menge Menschen umzingelt. So viel aber konnte sie sehen, daß man ihn auf ein schönes Sofa gebracht und mit warmen Decken zugedeckt hatte. Herr Rothe, Madam Rothe und Mamsell Kätchen machten einen Triangel um ihn; jedes hatte sein Gläschen Medizin in der Hand. Man besprützte ihn mit frischem Wasser, man gab ihm stärkende Elixire: alles half nichts. Einer aus den Zuschauern rieth einen Aderschlag. „Lauf, Kätchen!" rief Herr Rothe seiner Tochter zu, „und bestelle unsern Hausarzt augenblicklich."

Kätchen gieng, und kam bald mit dem Arzt zurück. Der Arzt untersuchte den Patienten,

tienten, und äußerte, daß die Ohnmacht von einem heftigen Schreck herrühre, daß aber auch zugleich ein hitziges Fieber auf dem Wege sey, daher kein Aderlaß vorzunehmen, sondern man müsse ihn entkleiden und in ein Bette bringen.

Herr Rothe war ein guter Mann und im wahren Verstande ein Menschenfreund. Ohne daher lange zu fragen: wer der Fremdling sey, befahl er seiner Frau ein Bette zurechte machen zu lassen. Der Arzt schrieb ein Rezept und Philipp wurde ins Bette gebracht. Itzt erst bekam Frau Beate Luft, näher anzurücken, denn das meiste Volk verlief sich. Sie sagte, daß sie ihn genau kenne, und machte eine so weitläuftige und umständliche Erzählung von ihm, seinem Schicksale u. s. w. als ihr Philipp selbst nicht erzählt hatte. „So freue ich mich, sagte Herr Rothe, daß das Malheur, wenn es ihn einmal betreffen sollte, Gelegenheit in der Nähe meines Hauses genommen hat; er ist ein Deutscher und noch dazu mein wahrer Lands-

mann,

mann, denn ich bin ein Würzburger." Nur das gefiel dem Arzte nicht, daß er ein Gefangener sey, und in die Kasernen gehöre, denn da würde es Umstände setzen, und gleichwohl könne man den Menschen in seiner jetzigen Lage unmöglich fortschaffen lassen, wenn man ihn nicht mit Gewalt morden und als einen todten Mann überliefern wollte; aber gemeldet müsse er doch werden, und der Major sey ein guter menschenfreundlicher Mann; setzte der Arzt hinzu. Ach, der Major kennt den Menschen recht gut, und hat ihn vor allen Gefangenen lieb; hat ihm auch heute einen Freischein gegeben, sonst hätte er nicht in der Stadt herumgehen dürfen; sagte Beate. Sie wollte noch mancherlei erzählen, und fieng schon an von seiner Geschicklichkeit im Filetstricken. – Allein der Arzt bat dies bis auf einandermal zu versparen, den Patienten itzt ruhen zu lassen, und lieber das Amt über sich zu nehmen, und den Kranken beim Major zu melden. Der Major sey nicht zu Hause, sagte Beate. So ist doch ein wachthabender Offi-

Offizier da. Der Arzt gieng und versprach bald wieder zu kommen. Beate gieng zwar auch, verhielt sich aber doch noch ein wenig in der Gesindestube, wohin auch bald Madam und Mamsell Rothe kam.

Hier hatte sie vollauf zu erzählen und andächtige Zuhörer, und würde bis den andern Morgen nicht fertig geworden seyn, wenn nicht der Doktor zurück gekommen, theils wegen des Befindens des Patienten, theils wegen der Antwort des Majors sich zu erkundigen. Der Patient war wieder zu sich gekommen, lag aber in einer Fieberhitze, und die Antwort vom Major konnte nicht da seyn, weil Beate noch gar nicht weggekommen war. Jetzt aber lief sie über Hals über Kopf, weil sie von Herrn Rothen, der Geschäfte halber hatte ausgehen müssen und eben zurückgekommen war, ihrer Langsamkeit wegen, Vorwürfe besorgte. Denn schon hatte sie ihn mit den Frauensleuten zanken hören. Sie wollte zwar recht schnell laufen, hielt sich aber doch noch ein Viertel-

stünd-

stündchen unterwegs auf, und würde am Ende sich aus den Kasernen haben sperren lassen, wenn nicht die Frau, mit der sie sprach ihres Gewäsches überdrüßig geworden, und sie erinnert hätte, daß es schon sieben Uhr sey, und um acht Uhr wurden die Kasernen geschlossen.

Louise hatte mit Sehnsucht auf Philipp geharret. Es schlug vier, es schlug fünf, es schlug sechs – der Deutsche kam nicht. Sie wurde entsetzlich unruhig, zumal, da auch kein Mensch Beaten, nach der sie wohl zehn Mal geschickt hatte, zu finden wußte. Sie sann hin und her, und konnte gar nicht die Ursache von dem Ausbleiben weder des einen noch der andern ergründen. Sie gieng selber in Beatens Logis; auch ihre Tochter Mimi war nicht zu Hause. Sollte wohl Beate, sagte sie zu sich selber, ein Komplot gemacht, sollte der Deutsche gleich den ersten Tag seine Freiheit gemißbraucht haben, und mit Beaten und ihrer Tochter auf und davon gegangen seyn. Mimi ist mit

ihm gleich Anfangs sehr vertraut worden, das hat mir ihre Mutter selber gestanden. — Sie dachte der Erzählung weiter nach, in welcher zärtlichen Verwirrung Beate den Deutschen und ihre Tochter wollte überrascht haben. Itzt fieng sie sehr an zu bedauern Philipp einen Freischein ausgewirkt zu haben. Bald verwarf sie den Gedanken an Philipps Flucht, bald faßte sie solchen wieder auf. — Aber was lag ihr denn daran, ob ein kaiserlicher Gefangener mehr oder weniger in den Kasernen war? — Das kann ich vor der Hand meinen Lesern nicht beantworten: Louisens Herz mußte doch eine Ursache dazu haben. — Sie wollte ja von ihm das Filetstricken lernen! —

Indem Louise sich äußerst wegen Philipps Flucht abängstigte, immer am Fenster stand, und kein Auge von der Pforte verwendete, that sich dieselbe auf einmal auf, und Beate kam halb odemlos herein gestürzt. Louise die Treppe hinab ihr entgegen: um Gottes willen Frau Beate, wo

bleiben Sie, wo ist der Deutsche? ich habe mich bald zu Tode gewartet. Ach! erwiederte Beate; ich bin vor Schreck bald des Todes gewesen! ich habe keinen Odem mehr, so bin ich gelaufen – wissen Sie denn nichts davon?

Louise. Was soll ich wissen?

Beate. Daß – daß – der Deutsche —

Louise. Den Freischein gemißbraucht, auf und davon gegangen ist? – Meine Ahndung trift ein.

Beate. Ach, noch weit schlimmer! Ach, noch weit schlimmer – der Schreck will mir immer noch das Herz abdrücken. –

Louise. Und die schöne Mamsell Mimi mit sich genommen hat?

Beate. Ach, die Sache ist sehr schlimm. Wenn nur der Major käme, sonst muß ichs auf der Wache melden.

Louise (bestürzt) doch kein Mord?

Beate. Sehr nahe am Tode – ach, wenn ich nur Luft bekommen könnte!

Louise wurde äußerst neugierig; aber fürchtete sich zugleich vor der Befriedigung ihrer Neugierde. Der Gedanke an eine Flucht war verschwunden, aber dafür hatte sich blutiger Mord vor ihre Einbildungskraft gestellt. Sie ergriff Beatens Hand und nöthigte sie mit auf ihr Zimmer zu kommen. Aber diese blieb dabei, sie müsse es erst auf der Wache melden. So eben kam der Major geritten, aber er war noch nicht vom Pferde gestiegen, als auch schon ein Mann bei ihm erschien, und der, wie man muthmaßen konnte, etwas sehr wichtiges ihm erzählte. Der Major schüttelte den Kopf hin und her. Neugierde und Angst stiegen bei Louisen aufs höchste zugleich. Sie drang in Beaten; allein diese lief auch zum Major, um ihre neue Zeitung anzubringen, brachte selbige aber nicht weniger konfus wie bei Louisen vor. Der Major gieng mit dem Manne in die Wache, bald kam er wieder heraus, und mit dem Manne gieng ein Unteroffizier fort. Der Major rief ihm nach, indem er nach der Uhr sah: aber ja schleunige Resolution, denn es ist bald Schließzeit. Der

Der Major gieng mit dem wachhabenden Offizier auf dem Kasernenplatz auf und nieder; Beate hatte sich zu den übrigen Gefangenen begeben, um vermuthlich ihre Neuigkeit anzubringen, und Louise noch an der Thür stehend, hätte für Neugierde mögen närrisch werden. Endlich kam der Unteroffizier wieder. Nun wie ists? rief selbigem der Major entgegen. Er will bürgen, sagte der Unteroffizier. So sagen Sie, daß er bis zur weitern Ordre dort bleiben kann. Der Unteroffizier gieng wieder, um diesen Befehl auszurichten.

Louisens Neugierde stieg noch höher. Es muß doch etwas wichtiges seyn; sagte sie bei sich selber. Jtzt nahte sich der Major; Verdruß furchte seine Stirne. Louise schlich hinter ihm die Treppe hinauf, wagte es aber nicht, ihn wegen seines Trübsinns zu fragen, gleich als ob sie keine gute Zeitung für sich geahndet hätte. Er ließ sich auskleiden, darnach erzählte er die Geschichte von Philipp, so weit er sie wußte, selber. Louise

ward äusserst darüber betreten, so daß sie kein Wort dazu sagen konnte. Indessen kam der Unteroffizier zurück, und überreichte den Bürgschein. That es der Mann gern? fragte der Major. Sehr gern; versetzte der Unteroffizier. Er ist sein naher Landsmann; hat für Medizin, Arzt, gute Pflege und alles gesorgt.

Major. Und wie befindet sich der Patient?

Unteroffizier. Bis itzt schlecht; er liegt in Hitze, redet mitunter irre; der Arzt meint, es würde ein hitziges Fieber daraus werden.

Major. Wir wollen doch morgen den Kasernendoktor als Beistand schicken; und Sie bringen mir morgen den Krankenbericht.

Unteroffizier. Wohl! (ab).

Louise. Sie sind gütig, lieber Onkel! der arme Mensch! so ganz unter fremden Leuten – wenn er nun stürbe. –

Major. So würde er hier so gut als in seinem Vaterlande begraben.

Louise

Louise wischte sich eine Thräne aus dem Auge, und gieng auf ihr Zimmer. An der Thüre desselben wartete schon auf sie Beate. Als sie in der Stube waren und sich zusammen aufs Sofa niedergelassen hatten, sagte Louise: ach der arme Deutsche! hätte er doch nie den Freischein begehrt, so wäre ihm vielleicht das Unglück nicht widerfahren.

Beate. Ich meine es auch; doch denk' ich, soll die Sache nicht viel zu bedeuten haben.

Louise. Aber der Unterofficier hat gegen meinen Onkel die Sache sehr schlimm gemacht: er soll in sehr großer Hitze liegen, irre reden; der Doktor hat gemeint, es würde ein hitziges Fieber draus werden; und ein hitziges Fieber ist doch wahrhaftig keine Kleinigkeit.

Beate. Ach, was Doktor, was Unterofficier! die wissen alle Beide nichts! Ich weiß es am besten; ich bin ja dabei gewesen; ich habe ihn fallen sehen. –

Louise. Und hat ihm nicht Hülfe geleistet?

Beate.

Beate. Konnt' ich vor Menschen dazu kommen? Und da ich endlich durch die Menge bis in Herrn Rothens Haus gedrungen war; hörte man denn da auf mich? Nein, da mußte der Doktor gehohlt werden; da wurden Rezepte in die Apotheke geschickt; da wurden Pülverchen, Tränkchen, und was weiß ich alles noch eingegeben. Man hat ihn bald mit kaltem Wasser ersäuft. –

Louise. Aber kaltes Wasser soll ja bei einer Ohnmacht gut seyn.

Beate. Was Ohnmacht! Eine Uebelkeit ist ihm zugestoßen: er hat sich erhitzt und dann erkältet; ein guter Schluck Aquavit mit ein bißchen Schießpulver und Wacholdersaft vermischt, ein paar weisse Pfefferkörner darunter, hätte ihm gewiß geholfen: denn seinem Magen fehlt Wärme. Hätte man mir gefolgt, so wäre er gewiß hier bei uns und so gesund wie wir.

Louise. Aber er soll ja zu viel Hitze haben.

Beate. Ja, sie werden ihm solche ins Blut gejagt haben, und im Magen haben

sie's fehlen lassen. Der Magen ist doch die Hauptsache: wenn's da fehlt, fehlt es überall, und schmeckt einem weder Essen noch Trinken. Ich hab's mehrmalen erfahren. Sie können es glauben Mamsellchen!

Louise. Ach gute Frau Beate, wenn Sie mir nur den Gefallen thun und heute Nacht bei ihm wachen wollten; wer weiß, ob sich jemand um ihn bekümmert; er braucht gewiß Wartung und Pflege, und er kennt Sie einmal, dort hat er lauter fremde Leute um sich. – Ich wollte erkenntlich seyn.

Beate. Wenn ich von meiner Wirthschaft abkommen könnte. Kommt mein Mann nach Hause, will er essen und trinken, und findet er das nicht gleich, so ist Lärm und Spektakel; Sie kennen ihn. Wenn nur noch Mimi da wäre. –

Louise. Ich will hinreichend für Essen und Trinken sorgen, will es Mimi geben, und kommt Ihr Mann eher, so will ich es ihm hinunter tragen, und Sie bei ihm entschuldigen.

Sie hatte einen Louisd'or aus der Börse gezogen, Beate bemerkt' es. „Nun Ihnen zu gefallen will ich doch bei ihm wachen, wenn Sie alles so besorgen wollen."

Louise gab ihr den Louisd'or: Alles! sagte sie, aber morgen früh bringen Sie mir ja zeitige und gute Nachricht. Beate gieng, kehrte aber vor der Thür wieder um: wie wär's, wenn sie ihm zur Stärkung eine gute Bouteille Wein mit schicken? Den wird er nicht trinken, erwiederte Louise; aber wenn Sie etwa Appetit haben, so kaufen Sie sich eine, indem sie ihr noch einen halben Laubthaler gab. Beate gieng.

Louise besorgte nun zwei tüchtige Portionen Essen; sie brauchte nicht lange aufzupassen, so kam Beatens Mann getaumelt: erst wollte er keine Entschuldigung annehmen, da er aber neben dem Essen und Wein auch ein Fläschchen Brantewein sahe, ließ er sichs gefallen. Zum Glück kam auch Mimi, als sie eben im Begriff war Licht anzumachen. Sie wollte Louisen erzählen,

was

was diese schon wußte, und ihr Vater wollte nichts hören, sondern essen und trinken.

Beim Abendtisch war diesmal Louise eine überflüßige Person; so gieng es ihr auch die Nacht durch mit dem Schlafe, und sie hätte lieber bei Philipp auf einem harten Sessel wachen, als zu Hause auf weichem Pflaum ruhen mögen. Sie stand so auf wie sie sich niedergelegt hatte, und mit des Tages Winke harrte sie schon am Fenster auf gute Bothschaft. Die Zeit dauerte ihr entsetzlich lang, ehe die Pforte aufgemacht wurde; aber da auch die Pforte schon eine ziemliche Weile geöffnet war, so war Beate immer noch nicht da; endlich kam sie. Sie mußte unterwegs schon einmal eingekehrt seyn, denn ihre Zunge war weit geläufiger, als sonst, wenn sie früh, gleich von Hause aus, zu Louisen kam. „Ach, daß es Gott im Himmel erbarm, der arme Mensch, wie er da liegt! wie ein wahrer Tod; und doch kannte er mich gleich beim Eintritt in die Stube; er wollte mir die Hand reichen,

seine Lippen bewegten sich: er wollte mich gewiß willkommen heissen und sich nach Ihnen erkundigen, aber er war zu schwach und seine Augen fielen gleich wieder zu," rief sie Louisen entgegen.

Louise. Also hat es sich noch gar nicht gebessert?

Beate. Je die Nacht wurde es recht hübsch, er hat auch geschlafen; aber heute Morgen kam der Doktor und auch noch dazu unser Kasernen-Doktor, da ward auf einmal alles wieder verdorben; wie kann es auch anders kommen? sie füllen ja eine Menge Zeug von Medizin in ihn hinein, daß er ersticken mögte, und werden immer noch Bullen voll aus der Apotheke gehohlt und ein Pülverchen nach dem andern eingerührt.

So eben trat der Unteroffizier ein und brachte Louisen eine tröstlichere Nachricht: es hat sich mit dem Patienten in zwei Stunden um ein merkliches gebessert, und die Doktores geben Hoffnung, daß die Hitze

bald

bald nachlassen und das hitzige Fieber nicht zum Ausbruch kommen werde; auch hat er seit heute Morgen Schlaf bekommen, der ihm die vorige Nacht gänzlich gemangelt hat.

Louise. Das klingt ja ganz anders, Frau Beate.

Beate (hitzig, zum Unteroffizier). Sie werden es doch nicht besser wissen wollen wie ich; ich habe ja die ganze Nacht bei ihm gewacht, und bin erst heute früh weggegangen.

Unteroffizier. Ich sage, was mir die Doktoren gesagt und was meine Augen gesehen haben.

Hiermit empfahl sich der Unteroffizier, und Frau Beate folgte ihm bald nach.

Louise war für diesen Tag getröstet; sie besorgte ihre Geschäfte, und lebte guter Hoffnung.

Gegen den Abend kam der Major von seinem Spazierritt zurück. Frau Beate war eben bei Louisen, in der Absicht wieder bei dem kranken Philipp Nachtwache zu halten.

Major. (eintretend) Louise, ich habe heute unangenehme Dinge von der vorigen Nacht gehört: der Deutsche Filetstricker ist sehr krank; Madame Beate hat ihn bewacht, hat ihn noch kränker machen wollen, und das ganze Haus turbirt: ich verbitte mir künftighin dergleichen Gefälligkeiten. (sich umdrehend)

Ah ha! da ist ja Madame Beate selbst!

Beate. Zu Diensten, Herr Major!

Major (sehr ernsthaft). Madame Beate, ich brauche Ihre Dienste nicht, und verbitte mir dergleichen in Zukunft gänzlich. Zugleich will ich Ihnen sagen, daß Sie sich um nichts weiter bekümmern, als was Ihre Wirthschaft angeht, und sich beileibe nicht einfallen lassen, wieder bei Philipp zu wachen oder vielmehr zu schlafen. –

Beate (einfallend) Wie hätte ich bei dem kranken Menschen schlafen können? er war froh, daß er schlief.

Major. (bitter lachend) Frau Beate, Sie sind muthwillig. Ich verbitte mir Anmer-

merkungen und Spaß, und rede im Ernst: Sie haben sich betrunken, den Doktor, Herrn Rothen und das ganze Haus turbirt, dem Kranken eine Pferdekur angerathen, und da man nicht auf Sie gehört hat, haben Sie so lange räsonnirt, bis Sie über der Flasche eingeschlafen sind. Ich sage es Ihnen noch einmal, wachen Sie nicht mehr dort, wenn Sie nicht wollen, daß ich Sie in den Kasernen bewachen lassen soll.

Damit gieng der Major von Louisens auf sein Zimmer.

Beate. Ich sehe, der Herr Major hat heute üble Laune.

Louise schwieg.

Beate. Ich werde gehen, denn ich sehe, ich bin hier überflüßig. —

Louise schwieg.

Beate. Aber doch gehe ich zu dem Deutschen noch, um zu sehen, wie er sich befindet.

Louise. (beweglich) Und dann sagen Sie mir doch Nachricht?

Beate. (im Gehen) Reine, reine Wahrheit!

Louise. (ihr nach, und einen großen Thaler in die Hand drückend) Aber bald, liebe Beate.

Beate gieng, und gieng wirklich in Rothens Haus. So ungern man sie daselbst sah, so konnte man sie doch nicht zurückweisen. Philipp ankerte selbst nach ihr; er war wirklich seit dem Morgen um vieles besser, konnte sprechen, und fragte sogar nach Louisen, ob sie nicht böse sey, daß er nicht Wort halten können?

Pfeilschnell brachte Frau Beate diese Frage an Louisen. „Warum ich böse seyn? entgegnete Louise: betrübt bin ich, daß den guten Menschen ein so trauriges Schicksal betroffen hat.“

Beate gieng abermals mit einem guten Trinkgelde davon. Philipp besserte sich wirklich von Tag zu Tage, und in zwölf Tagen war er beinahe völlig hergestellt, und

wie

wie die Aerzte sagten, hielt ihn bloß noch Schwäche im Bette zurück.

Der Major wollte ihn nach den Kasernen pflichtgemäß zurück bringen lassen. Die Schäse stand schon vor Herrn Rothens Hause. Kätchen (Demoiselle Rothen) hatte ihn nur in der Fieberhitze gesehen, hatte ihm dann und wann Medizin gereicht: itzt wollte sie von ihm Abschied nehmen, trat in die Stube, in Begleitung ihrer Mutter. Philipp saß im Bette auf. Kätchen trat ein, und Philipp stürzte zurück.

„Kätchen, mein Engel! bist's, oder verfolgt mich dein Geist?"

Dies war alles, was er sagte, und heftige Fieberhitze ergriff ihn von neuem.

Mutter und Tochter standen wie Statüen; es wurde neuer Lärm im Hause: die Schäsenträger wollten fort; aber statt den Genesenen fortzuschaffen, mußten sie den Arzt hohlen. Der Arzt kam, untersuchte den Puls: ein Recidiv! rief er, das gefährlicher ist als seine vorige Krankheit.

Nun erkundigte sich der Arzt nach allem genauer. Madame Rothen, sagte: daß sie und ihre Tochter Kätchen eben in die Stube getreten, um von ihm Abschied zu nehmen, und sogleich sey dies neue Unglück geschehen. Bei dem Worte Kätchen, richtete sich der Kranke halb auf, rief: Kätchen — mein! — und fiel wieder zurück. Der Arzt untersuchte abermals seinen Puls: Hier liegt eine Gemüthskrankheit zum Grunde, sagte er. Er flößte ihm stärkende Mittel ein. Philipp rief abermals: Kätchen — mein! — und bekam heftige Verzuckungen.

Itzt schlug ihm der Arzt am rechten Fuß eine Ader. Nach dem Aderschlag fieng Philipp an zu schlafen. Aber noch keine zehn Minuten hatte er geschlafen, so klagte er Durst. Der Arzt reichte ihm Wasser mit Eßig vermischt. Er trank; aber wo ist Kätchen hin? rief er dann: warum nicht von ihrer Hand dies Labsal? Mutter und Tochter hatten sich in einen Winkel des Zimmers gedrängt, und weinten beide.

Der Arzt, der nun vollkommen überzeugt war, daß Philippen eine Gemüthskrankheit quälte, und daß er ein Mädchen, mit Namen Kätchen in Deutschland zurückgelassen haben müsse, winkte Demoisell Rothen, mischte einen kühlenden Trank, und bat Kätchen, selbigen ihm zu reichen. Sie that es: Philipp sperrte die Augen weit auf, verschlang solchen mit einem Zuge: Nun bin ich gestärkt, sagte er, und fiel wieder in einen Schlaf.

Ich habe recht geschlossen, sagte der Arzt, verschrieb Medizin; diese reichen Sie ihm, Mademoiselle, und er wird bald besser werden. Gern übernahm dies Kätchen. Philipp schlief fort. Man ließ ihn schlafen, gieng fort und rufte die Wärterin.

Philipp schlief ruhig bis zum Morgen; aber kaum hatten sich seine Augen geöffnet, so rief er dreimal hinter einander den Namen Kätchen aus. Die alte Wärterin die auch ein wenig eingeschlummert war, erwachte, und brachte ihm Wasser, weil sie

glaubte, er habe solches verlangt. Aber im Augenblick, da Philipp solches zurück wies, trat Kätchen herein, die nicht geschlafen, sondern schon zwei Stunden vor der Thür gehorcht hatte, und reichte ihm, nach Vorschrift des Arztes, Medizin. Philipp nahm solche zu sich, ohne ein Wort zu sagen, und schlummerte dann wieder ein. Kätchen setzte sich neben das Bette auf einen Stuhl. Mit Wohlgefallen sah sie ihn schlafen. Wie er so sanft ruht! sagte sie bei sich. Auch die Wärterin war wieder eingeschlummert. Philipp schwitzte; seine Hände lagen auf dem Deckbette, sie bemühte sich solche ins Bette zu bringen, aber die Unbehülflichkeit des Schlafenden machte ihr solches sauer. Sie zog daher das Deckbette ein wenig zurück, um die Hände desto bequemer darunter zu bringen. In demselben Augenblick öffnete sich die Stubenthür, und Louise und Mimi traten herein.

Louise über Kätchens Beschäftigung erstaunend blieb in der halboffnen Thür stehen,

und

und würde so mit forschendem Blick nach Philipp und Kätchen lange in dieser Stellung geblieben seyn, — denn auch Kätchen, sie unbemerkend, lies sich nicht stören — wenn nicht Mimi sich hervorgedrängt und beide aus ihrer sichtbaren, ob wohl verschiedenen — Verlegenheit wieder zu sich gebracht hätte. „Guten Morgen, liebes Kätchen!“ rief Mimi ihr zu. Kätchen erschrak und bemerkte nun erst den unerwarteten Besuch. Sey mir willkommen, liebe Freundin! sagte sie zu Mimi, und dann zu Louisen: eine unerwartete Ehre.

Louise. Bringen Sie meine Dreistigkeit auf Mimi's Rechnung. Wir waren ausgegangen um den schönen Morgen zu genießen: der Weg führte uns eben vor ihrem Hause vorbei; da erinnerte Mimi sich an den kranken Deutschen, und so gebot der Zufall Mademoisell Rothens Bekanntschaft näher zu machen.

Kätchen. Eine große Ehre für mich — (etwas verlegen) Sie kennen den Deutschen

schen auch? wenigstens hat mir Mimi's Mutter gesagt, daß Sie ihm öftere Wohlthaten zufließen ließen; auch erinnert er sich oft selber daran, und nennt den Tag über viele Male Ihren Namen.

Louise. (verlegen) Was er von mir bekommen, kann nicht Wohlthat, sondern mehr verdienter Lohn für seine Arbeit heißen; aber was Sie an ihm gethan, und noch thun, steht in dem Register von Wohlthaten oben an.

Kätchen. Nur was Menschenpflicht gebietet; und obendrein ist er meines Vaters naher Landsmann.

Mimi. Und dazu ein hübscher artiger Junge, den ich wohl auch hätte gefangen nehmen mögen.

Kätchen. Du bist muthwillig, Mimi.

Louise. (ein da stehendes Medizinglas ergreifend) Hiervon geben Sie ihm wohl ein?

Eben erwachte die alte Wärterin, und da sie von Medizin eingeben hörte, glaubte sie, Philipp wollte welche haben, und rief

daher

daher gähnend und mit noch halb verschloß- nen Augen: Mamsell Kätchen! Mamsell Kätchen! — Ueber den ziemlich lauten Ausruf von Kätchens Namen erwachte auch Philipp. Sogleich bog sich Kätchen über ihn hin, und fragte: ob er Medizin verlange? — Wenn Sie wollen so gut seyn, erwiederte der Kranke. Kätchen reichte ihm solche, Philipp verschlang sie heißhungrig wie eine Delikatesse, und küßte seiner schönen Pflegerin die Hand.

Louise. Das ist schön! Ihre Aufmerksamkeit gegen den Armen ist rühmlich.

Wärterin. (die Augen reibend) Ja, er nimmt auch von niemand anders etwas als aus Mamsell Kätchens Händen.

Louise. Aus so schönen Händen muß die Medizin gewiß dreifache Wirkung thun. —

Kätchen. (über und über roth) Spotten Sie nicht meiner Schwachheit: er ist ein Mensch und — ich —

Louise. (faßt sie bei der Hand) Nicht Spott, Freundin! ich beneide Sie und würde

de dasselbe thun, wenn die Gelegenheit mir so wohl wollte.

Itzt erst bemerkte Philipp Louisens Stimme, er drehte sich um, und bemühte sich im Bette aufzusitzen. Kätchen war ihm behülflich. Philipp wollte seine Mütze abnehmen, als er Louisen sah, allein diese hielt solche sanft mit ihrer Hand auf seinem Kopfe vest: Wie geht's, lieber Deutscher? fragte sie, ihm traulich in die Augen blickend.

Philipp. Jetzt so ganz passabel und ich denke, es soll bald besser gehen. Verzeihen Sie nur, daß ich Sie im Bette empfangen muß. Eine so große Ehre hätte ich mir nicht geträumt.

Er wollte ihre Hand küssen, sie lies es nicht zu, ließ aber selbige lange, mit Wohlgefallen, in der seinigen ruhen. Es wurde noch mancherlei gesprochen, und Louise würde den ganzen Tag da sitzen geblieben seyn, wenn nicht Mimi erinnert hätte, daß es Zeit sey aufzubrechen.

Ungern nahm Louise Abschied, versprach aber bald, recht bald wieder zu kommen. Kätchen bat darum, und zugleich um ihre Freundschaft. Wie glücklich ist Kätchen, sagte sie zu sich, als sie auf ihr Zimmer gekommen war; wie gern wollt' ich Tag und Nacht bei ihm wachen und ihn pflegen.

Louise bat sich itzt weit öfterer Erlaubniß spatzieren gehen zu dürfen aus, als sonst, aber alle ihre Spatziergänge waren Krankenbesuche bei Philipp. Sie reichte ihm Medizin, und er nahm solche gern von ihrer Hand. Wie hätte nicht Philipp unter der Pflege so schöner Hände bald gedeihen sollen: Louise bei Tage und Kätchen bei der Nacht! — Er ward auch wirklich in kurzer Zeit gesund, und bezog nun wieder sein altes Logis in den Kasernen. Hier fand er schon ein Herz und hatte unwissend noch eins dahin mitgenommen: denn Kätchen war wirklich nicht gleichgültig gegen ihn, wie unsre Leser aus ihrem Benehmen gegen ihn schon selbst bemerkt haben müssen.

Nun

Nun trat Philipp bei Louisen seine Lehrstunden im Filetstricken an. Sie begriff es sehr leicht, und war darin in ein paar Wochen so weit, wie ihr Meister aber demungeachtet bat sie ihn, die Stunden fortzusetzen, welches er gern that, denn er lernte von ihr zugleich — (Lieben? —) auch; aber auch zugleich französisch sprechen, so daß er sich in etlichen Monaten in dieser Sprache gegen jedermann verständlich ausdrücken konnte, und sie lernte von ihm deutsch. Ueberhaupt sollen die Mädchen in Frankreich die besten Sprachmeister für die Deutschen seyn, nicht allein wegen ihrer liebenswürdigen Geschwätzigkeit, sondern auch wegen ihrer ausharrenden Geduld; mischt sich nun vollends Liebe dazu, o dann müssen freilich stärkere Fortschritte gemacht werden, als bei einem im Unterricht grau gewordenem gewöhnlichen sogenannten Maitre de Langue. Schon die Freude, seinem Mädchen nur einigermaßen sich verständlich zu machen, ist ein mächtiger Sporn zur Lernbegierde.

Auch

Auch Lieben lernte Philipp von Louisen? — Wohl! und mit dem Filetstricken waren zugleich beider Herzen verstrickt worden. Wie konnte es auch anders kommen, so oft und immer so nahe beisammen? Immer die Finger des Lehrers und der Lernenden in einander; beide jung, hitzigen Bluts, und Louise Philipps Schüchternheit immer zuvorkommend, immer ihr drittes Wort Liebe — Philipp mußte Louisens Neigung zu sich merken, wenn er auch kein Bißchen Gefühl gegen sie geheget hätte, aber in der That ward er endlich selbst in sie verliebt. War dies etwas Unrechtes; mußte nicht schon Liebe aus Dankbarkeit gegen ihre so vielen Wohlthaten in ihm sich entwickeln? Und Louise war nicht allein schön, sondern wirklich hinreissend zur Liebe geschaffen. Er liebte sie wirklich und innig, und doch schien seine Liebe einige Grade schwächer zu werden, wenn etwan einmal Rothens Kätchen Louisen besuchte, und der Strickstunde beiwohnte; immer blieb er da länger, immer trennte er sich da ungerner, als wenn er sich

Louisen allein empfahl. Auch Kätchen schien durch zitternde Blicke und den jedesmaligen Abschiedshanddruck zu verrathen, daß sie ungern von ihm scheide und länger in seiner Gesellschaft bleiben zu können wünsche. Diese stumme Liebeserklärung von Kätchens Seite dauerte länger als einen Monat, ohne daß Louise etwas bemerkte, so schlau sie auch sonst war; aber vor zu vieler Liebe war sie itzt wirklich für alles blind, was außer ihr und Philipp war, und sie würde vielleicht nie auf den geringsten Verdacht gegen Philipp und Kätchen gekommen seyn, wenn sie nicht Beate auf die Spur geleitet hätte. Diese Beobachterin, kältern Bluts, wollte nur zu bald die Verhältnisse zwischen Mamsell Rothen und Philipp bemerkt haben. Sie theilte diese Entdeckung einstmalen Louisen mit, als diese sich über Philipps Ausbleiben und itzt öfteres längeres Verweilen, wie sonst, in der Stadt beschwerte. „Je nu, wenn man etwas Liebes hat, sagte die Alte, so vertändeln sich die Stunden geschwind, und die Zeit reicht niemals zu.“

Louise

Louise ward über und über roth: sollte Philipp wirklich außer —

Beate. (einfallend) Ihnen eine Liebschaft haben?

Louise. Das habe ich nicht gesagt.

Beate. Wollten es aber doch sagen, oder dachten es wenigstens. Ja, ja, die Sache hat seine Richtigkeit: ich bin davon überzeugt. – —

Louise. Ueberzeugt! von Philipp überzeugt? —

Beate. (Louisens Verwirrung sehr nachspürend) Ja, so machens die Herren; Nummer Eins muß immer gewöhnlich Nummer Zwei weichen. —

Louise. (hastig) Und wer könnte die erste Liebe, wer — —

Beate. (einfallend) Wer sie verdrängen? – Ihre beste Freundin. —

Louise. Ich kenne außer Ihnen und Mimi keine Vertraute. Sollte Mimi? —

Beate. Ach, das war nur so ein Vorübergang im Anfang; ob ich gleichwohl

immer

immer noch bemerke, daß meine Tochter und Philipp einander bis diese Stunde noch nicht gleichgültig sind. Aber da haben Sie nichts zu befürchten: mein Mädchen hat kein Vermögen; das übrige ist Tändelei. —

Louise. Und mit welchem andern Mädchen könnte hier Philipp ein Liebesverständniß angesponnen haben; da Gelegenheit, da alles fehlt. –

Beate. Mit Ihrer besten Freundin, sag' ich noch einmal! Freilich ist Ihre Freundschaft mit dieser Nebenbuhlerin eben so neu, als Philipps Liebe mit derselben. Können Sie solche nun noch nicht errathen?

Louise. (eine Weile nachdenkend) Sollte – aber ich kann es nicht glauben. –

Beate. (forschend) Glauben Sie es immer und sicher.

Louise. (stotternd) Sollte Demoiselle Rothen. –

Beate. Keine andere als dieses niedliche Nymphchen.

Louise.

Louise. Unmöglich, Beate! Verläumden Sie nicht Unschuld und ehrlichen Namen. –

Beate. Ha ha! Unschuld und ehrlichen Namen! ha ha! ehrlichen Namen! die ganze Nachbarschaft spricht schon von den sonst ungewöhnlichen und itzt öftern Besuchen des gefangenen Deutschen in Rothens Hause. — Zu kaufen hat er da gewiß nicht alle Tage etwas; und wenn dies wäre, so glaube ich, wäre sein Handel in kürzerer Zeit abgemacht, und brauchte keine halben Tage dazu.

Louise Unmöglich; ich kann es nicht glauben! Philipp, Kätchen! beide so unschuldig sich stellend! —

Beate. Der unschuldige Philipp, das unschuldige Kätchen! Je nun: ihr Vater ist auch ein Deutscher, und Philipp sein nächster Landsmann. Es könnte seyn —

Louise. Seyn Sie aufrichtig Beate! ich beschwöre Sie. –

Beate. Wenn ichs nun gleich bin, so glauben Sie's doch nicht.

Louise. Ich will alles glauben; nur keine Verunglimpfung, kein Unrecht — ich werde dankbar seyn. (steckt Beaten einen Louisdo'r in die Hand.)

Beate. (das Geld einsteckend und nachdem sie sich ein wenig geräuspert.) Sagen Sie doch nur nicht von Verunglimpfung! Man müßte ja blind seyn, wenn man ihr Augenspiel gegen einander nicht bemerken wollte. Geben Sie nur selber Acht, ob nicht Kätchen mehr auf Philipp hört und sieht, als auf Sie, und auch so er hinwiederum. Und warum besucht sie Sie denn itzt so ofte, da sie sonst nie zu Ihnen gekommen ist, und richtet allemal ihren Besuch so ein, wenn Philipp Stunde mit Ihnen hält?

Louise. (ein wenig nachdenkend) Wenn Ihre Bemerkungen richtig sind, so ist's wahr, es ist auffallend; aber wie leicht können sich unschuldigerweise Blicke begegnen? Vorher konnte sie mich nicht besuchen, weil wir uns erst durch Philipps Krankheit haben kennen lernen; und die Zeit ihrer Besuche möchte sie wohl wählen, weil wir da gerade uns

allein

allein überlassen sind und mein Onkel nicht zu Hause ist, für den sie sich vielleicht scheuet. –

Beate. Hat sich was zu scheuen! sie scheut sich wohl vor sonst was nicht; aber was das Allein überlassen anbetrifft, da können Sie Recht haben, denn über diese Stunden mag sie eifersüchtig seyn, und das Allein überlassen will sie eben durch ihre Gegenwart verhindern: Sie sollen sich mit dem Deutschen nicht allein überlassen seyn.

Louise. Aber Philippen traue ich doch so etwas nicht zu, und wenn ich auch Kätchen nicht entschuldigen will: vielleicht hegt sie Absichten, wovon Philipp nichts weiß. –

Beate. Philipp nichts weiß? Warum läuft er denn tagtäglich in die Stadt, wenn er auch nichts darin zu thun hat? Sein erster Gang ist in Rothens Haus und sein letzter daraus nach Hause. Warum vernegligirt er denn Sie selbst seit einiger Zeit? Würde er heute nicht längst gekommen seyn, wenn es ihm bei Kätchen nicht besser gefiele?

Louise. Also fiele die Schuld mehr auf Philipp, als auf Kätchen?

Beate. Auf Eines so viel wie auf das Andere, Keines von Beiden kann sich rein brennen. Erinnern Sie sich noch jenes Morgens, als sie mit meiner Tochter einen Krankenbesuch bei Philipp abstatten wollten? —

(Louise nachdenkend und Beate tief ihr Gesicht durchforschend.) Erinnern Sie sich noch jenes Morgens, wie Sie und Mimi, unvermuthet in die Thür eintraten, die Wärterin schlief — meine Tochter hat mir alles gesagt — Philipp schlief auch — und in welcher Beschäftigung überraschten Sie Kätchen? Hatte sie nicht Philipp über die Hälfte entblößt, was machten ihre Hände unter dem Deckbette? Schickt sich das für ein junges Mädchen? Ich als alte Frau würde das nicht gethan haben. Pfui! das bei einem Todkranken, was soll man von einem solchen Mädchen bei einem Gesunden vermuthen?

Louise. Sie wollte ihm ja nur die Hände vor Erstarrung sichern. —

Beate. Die konnte sie ins Bette bringen, ohne das halbe Deckbette aufzuheben; und was brauchte sie denn da über Ihre Ankunft zu erschrecken, warum über und über roth zu werden? Warum rufte er immer Kätchens Namen, selbst in der Fieberhitze aus, und nahm von niemand anders Arzenei als aus Kätchens Hand?

Louise. (wehmüthig) Er hat auch meinen Namen oft ausgerufen, auch aus meiner Hand Medizin genommen.

Beate. Ersteres glauben Sie, weil man es Ihnen gesagt hat, und letzteres hat er unfehlbar aus Politik gethan, weil er Ihrer Gefälligkeit nicht wohl ausweichen konnte. Und war, und — mußte nicht Kätchen Tag und Nacht um sein Bette seyn? Welches andere Mädchen würde dies gethan haben, wenn es nicht seinen Haken gehabt?

Louise. Auch ich würde dies gethan haben.

Beate. Ja Sie; aber — überhaupt kommt mir die ganze Krankengeschichte nicht recht richtig vor: ich glaube, es war ein angelegtes Plänchen: warum gerade vor Rothens Hause mußte er krank werden, warum in dasselbe hinein gebracht und nicht in die Kasernen, wie andre seines Gleichen, warum von der Familie, wie Kind behandelt, und bis nach langer Genesung da bleiben?

Louise wollte Einwendungen machen, und Beate noch mehr Gründe des Verdachts anführen, als Philipp eben die Pforte hereintrat, und mit starken Schritten dem Kasernenhause zu und gerade nach Louisens Thüre eilte. Beate bemerkte ihn durchs Fenster zuerst: Hier bin ich weiter nichts nutze, sagte sie, und gieng. Louise warf sich mißmüthig in einen Armstuhl.

Voller Freuden öffnete Philipp die Thür, aber wie erschrak er nicht, als er Louisen in dieser Lage fand! Bebend nahte er sich ihr, er glaubte, sie wäre krank: was

fehlt Ihnen, meine Theuerste, nicht wohl? — Mir fehlt nichts; aber mir ist auch nicht wohl, entgegnete Louise schluchzend; ließ aber ihr Haupt gesenkt. Philipp faßte solches in seine beiden Hände, richtete es auf, und entdeckte Thränen in ihren Augen. Gott! was ist das? rief er. Sie weinen, ist ein Unglück paßirt? Louise war stumm und die Thränen flossen häufiger.

Philipp. Sie sollten, glaubt' ich, sich mit mir freuen! o, nun ist meine Freude nicht halb —

Louise. Meine Freude ist mir verbittert worden.

Philipp. Aber worüber, meine Theuerste, sind Sie so betrübt? —

Louise. Ueber mich selbst fließen diese Thränen.

Philipp setzte sich itzt zum ersten Mal ungebeten an ihre Seite; unwillkührlich schlang er seinen Arm um ihren Nacken. Er zog sein weisses Taschentuch und trocknete ihr Schweiß und Thränen vom Gesicht.

Sie

Sie lies sichs gefallen, er legte sanft ihr Haupt auf seine Schulter: sie widerstrebte nicht. Neue Thränen perlten aus ihren Augen. Er wollte sie wieder wegwischen; aber sie verhinderte es mit ihrer Hand, indem sie sagte: Hemme diese Zähren nicht: sie fließen dem Gram, der Wehmuth und der Reue! – O so lassen Sie mich solche theilen! er drückte ihr Gesicht näher an das seinige, und saugte mit seinen brennenden Lippen die Thränen aus ihren Augen. Zum ersten Mal hatten itzt seine Lippen ihr Gesicht berührt. Sie schien es gern zu leiden; er ward dreister und drückte ihr einen schmetternden Kuß auf den Mund, und Louise – erwiederte solchen sanft, und schien mehr zu verlangen. –

Sie wurden auf einen Augenblick gestört, indem ein Sergeant hereintrat, und Louisen meldete, daß der Herr Major diesen Abend nicht zu Hause essen würde und sie mithin nicht auf ihn warten dürfe.

Gemeiniglich ist bei einem Liebespaar ein dazwischenkommender Dritter eine sehr überflüßige und ungern gesehene Person. In wie fern dieser Satz auf unsre Liebenden angewandt werden möge, wollen wir gleich sehen. Anfangs mogte die Erscheinung des Sergeanten weder Philipp noch Louisen angenehm gewesen seyn, denn sie wurden auf einem sanften Uebergange zum Herzen gestört; aber dann die Bothschaft: der Herr Major wird heute Abend nicht zu Hause speisen, söhnte sie wieder mit dem Unfalle aus; wenigstens will man dies deutlich an Louisen bemerkt haben, da sie freundlich von der Begleitung des Sergeanten zurückkam. Ein unvermutheter Zufall hat immer seine Wirkung, sie sey angenehm oder unangenehm: bald bewirkt er aus Freuden Leiden, bald aus Leiden Freuden. Hier war der letzte Fall. Durch die Darzwischenkunft des Sergeanten wurden sie zwar in zärtlichen Empfindungen gestört, aber die Bothschaft, daß der Major nicht zu Hause essen werde, versprach auch zugleich eine längere

Dauer

Dauer derselben; der Mißmuth, den Beate gebracht hatte, war itzt mit dem Rapporteur wieder fortgegangen.

Philipp stand am Fenster, als Louise hereingehüpft kam, er hielt einen Brief in seiner Hand, und Thränen glänzten ihm in seinen Augen. „Nun bist Du heute Abend mein Gast, sagte Louise freudig; ich habe Dich durch den Sergeanten deßhalb melden lassen.“

Philipp. (gerührt) Ach, ich werde heute Abend weder essen noch schlafen! – –

Louise. Aber doch, bis zur Rückkunft meines Onkels mich bewachen können?

Philipp. Alles, alles will ich für Sie thun!

Louise. (ihm ins Auge sehend) Du weinst?

Philipp. Vor Freuden!

Louise. (vor sich) O solche Thränen wünscht' ich mir auch! (Sie setzt sich aufs Sofa und zieht Philipp nach sich. Philipp läßt einen Brief aus der Hand fallen, hebt ihn aber hastig auf, drückt ihn mit Inbrunst an

seine

seine Lippen, und ruft mit gen Himmel gerichteten Augen aus:) O du mein schåtzbarstes Kleinod, mein Theuerstes, was ich auf Erden besitze! (küßt den Brief noch einige Mal.)

Louise. Dieser Brief muß eine sehr gute Botschaft in sich halten!

Philipp. Die beste, die ich je in meinem Leben erhielt.

Louise. Der Aussteller muß Dir sehr am Herzen liegen?

Philipp. Wie mein Leben! (in Verwirrung und die Hand aufs Herz drückend) Aber hier preßt's gewaltig. –

Louise. Darf ich fragen: kommt der Brief aus Deutschland? oder –

Philipp. Ja, aus Deutschland, von meinem guten alten Vater. –

Louise. Du hast noch einen Vater, und nie mir etwas davon gesagt? (ängstlich) Ach! ich habe auch einen Vater, aber kenne ihn nicht! Doch gut, wer einen Vater hat, und ihn kennt, wie er sein Kind.

Philipp. Aber mein Vater ist arm und alt. —

Louise. Reich ist er, weil er einen Sohn hat, wie Du bist, und jung, weil er sich in Dir verjüngen kann. (sanft und ihm um den Hals fallend) Ach! mein Philipp! –

Tausend Küsse wurden gewechselt. — Eben trat Louisens Mädchen ein, und fragte: ob Mamsell nicht speisen wollte? Für zwei Personen, befahl Louise. Das Mädchen brachte Essen, und über Tische begann das Gespräch eine andere Wendung zu nehmen.

Nach Tische, bei einem Glas Wein, sagte Louise in dem zärtlichsten Tone: Aber guter Philipp, sag mir nur, warum Du seit einiger Zeit so oft in die Stadt gehest, und Dich immer da so lange verweilest? Heute bist Du wieder so lange geblieben. Ich stehe allemal Todesangst deinetwegen aus, und denke immer, Du sey'st wieder krank geworden.

Philipp wollte Ausreden suchen, aber er stotterte und seine Winkelzüge gelangen ihm nicht. Louise fuhr fort, mich besuchst

Du

Du itzt so sparsam und auf so kurze Zeit, und ich möchte doch gern recht oft und immer recht lange um Dich seyn. Aber ich weiß wohl, Du kannst mich nicht mehr leiden: Du liebst ein anderes Mädchen. — Ach! ich habe mich sehr in den Gefühlen meines Herzens betrogen!

Philipp. (beide Hände an seine Brust stemmend) Ach! hier, hier tobt's!

Louise. Ich kenne Deine neue Liebschaft; weiß Dein Mädchen mit Namen zu nennen: Rothens Kätchen ist's, wo Du so oft und lange verweilst.

Philipp. Recht gerathen, warum soll ich leugnen? Bei Rothens war ich alle Tage, aber nicht um des Mädchens, sondern meines Vaters willen. —

Louise. (einfallend) Wie kommt Dein Vater in Rothens Haus, nach Strasburg, da, wie ich gehört habe, er im Bambergischen wohnt? Und konntest Du Deinen Vater nicht zu mir bringen, und mit ihm hier so gut sprechen, wie in Rothens Hause?

Philipp.

Philipp. Mein Vater hier? o! wenn er hier wäre!

Louise. Und doch gehst Du bei Rothens! — Wo ist er denn?

Philipp. Immer noch in seiner armseligen Hütte; und ich freue mich, daß er daselbst gesund lebt. Aber sein Name ist hier. Louise Sie verkennen mich. Wohl bin ich Rothens Dank schuldig: sie pflegten mich in meiner Krankheit; aber dieserhalb machte ich nicht die öftern und langen Besuche, sondern ich that es meines Vaters halber. Ich hatte bisher schönen Verdienst, dazu der größte Theil von Ihnen floß. Oft wünschte ich meinem armen alten Vater etwas davon geben zu können. Keine Gelegenheit both sich mir dar. Herr Rothe, als Handelsmann, hat auswärtige Bekanntschaften: ich entdeckte ihm meinen Wunsch in Absicht meines Vaters. Er hieß mich bringen, was ich geben wollte: ich brachte vier Karolin. Er gab Ordre an seinen Spediteur in Deutschland, und mein Vater empfieng

empfieng das Geld; und dankbar schrieb er mir diesen Brief, worüber ich mich so sehr freute, und Sie sich ärgerten. —

Louise. Nein! den Brief vermuthete ich aus andern Händen.

Philipp. Aus keinen andern, als meines Vaters und Herrn Rothens Händen.

Louise. Und war Kätchen nicht dabei?

Philipp. Nicht eine Silbe von ihr. (fängt an zu zittern. Der Brief zittert ihm aus der Hand. Louise hebt selbigen auf und liest:)

„Gott zum Gruß,

„mein lieber Sohn!

„Immer habe ich gedacht, Du wä-
„rest lange todt, und die gottlosen
„Franzosen hätten Dich erschossen;
„denn ich habe wohl gehört, daß Du
„unter Räuber- oder Werberhände ge-
„fallen bist, um für die gerechte Sache
„als Soldat zu streiten. Auch hatte
„ich schon lange alle Hoffnung auf

„Dich

„Dich aufgegeben, als ich auf einmal
„einen Brief von Dir durch einen
„Herrn Rothen aus Strasburg mit
„vier Karolin beschwert erhielt. Der
„Brief war bei dem Gastwirth Heinz-
„mann abgegeben worden. Er schick-
„te mir einen Boten, und ich war
„froh, daß ich ihm die zwei und einen
„halben Gulden bezahlen konnte, die
„ich aus Noth hatte borgen müssen.
„Er machte große Augen, da ich ihm
„das Geld so hingab, wie Wasser.
„Worüber er sich aber am meisten wun-
„derte, war: wie Du bei den armen
„Franzosen so viel Geld — und noch
„dazu als Gefangener verdienen könn-
„test? Ich weiß es selber nicht; mag
„auch nicht darnach fragen. Genug,
„ich habe ihn bezahlt und das übrige
„Geld mir herausgeben lassen, womit
„ich mir zu helfen gedenke. Sonst
„weiß ich nichts, als daß ich gesund
„bin, was ich Dir auch wünsche. Einen
„schönen Gruß, unbekannter Weise,

„an Herrn Rothen; Gott sey bei Dir
„und segne Dich, wie Deine Wohlthä-
„ter, Gott stehe ihnen bei den braven
„Franzosen. Thue gut und bitte sie,
„daß sie Dich bald bringen möchten
„zu Deinem betrübten Vater

Georg Walter,
im Bambergischen.

Im Jahr N. Chrsti 1793.

Louise küßte nun auch den Brief, Thränen zitterten in ihren schönen Augen. Wehmüthig sah sie Philipp an, der sich mit dem Kopf rückwärts an die Wand gelehnt hatte. Sie nahm ein Sofakissen und wollte ihm solches unterschieben, darüber erwachte Philipp aus seiner Betäubung; er sah die Thränen in ihren Augen glänzen: – wie wüthend schlang er seine Arme um sie, und drückte seine heissen Lippen auf ihre bethränten Wangen. Louise aus dem Gefühl der Wehmuth in das Gefühl der feurigsten Liebe übergehend, schlang ihre entblößten Arme um seinen Nacken, und erwiederte jeden Kuß

Kuß vielfältig. Sie war leicht gekleidet: die Richtung, welche sie genommen, verursachte, daß die Hälfte ihres Busens entblößt ward. Philipps Gesicht sank unwillkührlich darauf, und ruhte einige Minuten auf der schönsten Wölbung. Louise drückte ihn vester an sich: ihr Blut war in fürchterlicher Wallung, und wie Meereswogen, die ihre Gränzen übersteigen wollen, wallte dieser schöne Busen Philipps Lippen entgegen. Philipp verbarg sein Gesicht darin, und netzte selbigen mit Küssen und Thränen der Liebe.

Sind unsre Leser nicht bange für nahender Gefahr? — Wir waren es auch — aber eben meldete das Mädchen, daß der Herr Major angekommen sey. Schnell flogen unsre Liebenden aus einander, wie zwei Schiffe, die ein Sturmwind aus einander treibt. Louise gieng in ihr Zimmer und Philipp in seine Kasernenstube. Hier fand er Frau Beaten noch, vermuthlich absichtlich auf ihn harrend, um an ihm abzunehmen, wie der Empfang bei Louisen gewesen,

wesen, und ihre Verläumdung angeschlagen haben möchte. Sie studirte genau seine Mienen durch, konnte aber durchaus nicht klug werden, denn ob schon Wehmuth in denselben lag, so war doch sein Blick so heiter, als wenn er eben eine neue Liebeseroberung gemacht hätte. Er sprach äußerst freundlich mit Beaten, und gab ihr so gar einige Aufträge, den andern Morgen für ihn etwas in der Stadt zu besorgen. Hierüber erboßt hielt sie sich nicht lange auf, und gieng, nachdem sie bei einem andern Gefangenen mit einem tüchtigen Schluck Brantewein Bescheid gethan, in ihre Wohnung.

Philipp legte sich zur Ruhe, aber schlafen konnte er nicht: seines Vaters und Louisens Bild gaukelten in Einem weg vor seinen Augen.

Auch Louise konnte lange nicht schlafen. Sie dachte der vorhergegangenen Szene mit Philipp nach, und dachte solche mit Wohlbehagen. Dann fiel ihr Beate mit allen ihren Anklagen ein, aber Philipps

Entschuldigungen mit dem Brief von seinem Vater verdrängten Beatens Anschuldigungen im Moment wieder. Was man wünscht, glaubt man: Louise wünschte Philippen sich treu, und er war diesen Abend so sanft, so zärtlich zuthuend, als er noch nie gewesen. Noch wußte sie den Inhalt von seines Vaters Brief auswendig, noch fühlte sie Philipps heisse Küsse auf ihren Wangen brennen; noch hob sich ihr Busen Philipps Andenken gewaltig entgegen. „Beate hat gelogen! sagte sie zu sich selber, und Philipp verläumden wollen; denn wie konnte sonst Philipp sich so betragen, wie er sich wirklich gegen mich betragen hat? und spricht nicht der Brief seines Vaters in jeder Silbe für seine Unschuld? Mag's seyn, daß Rothens Kätchen ihn liebt und sich einbildet, er liebe sie wieder. Sie ist ein hübsches Mädchen, und verargen kann ichs Philippen nicht, daß er sie schätzt; denn er ist ihr und ihren Eltern Dank schuldig. Aber zu lieben braucht er sie deshalb nicht. — Dankbarkeit und Gefälligkeit sind zwar gut — aber immer

noch keine Liebe. – Sein letzteres Benehmen gegen mich war mehr. Nein! er liebt keine andere außer mir – nein, Philipp ist nicht schlecht — er ist mein!" —

In diesen süßen Gedanken entschlummerte sie.

Im Grunde betrachtet, hatten Louisens Gedanken in Absicht Philipps Liebe wirklich nicht fehl geschossen. Er liebte in der That Louisen so heftig und aufrichtig als seine Umstände es zuließen, und er würde keine andere außer ihr zu seiner Gattin gewählt haben. Aber sein Herz hatte Kätchen schon — nicht Rothens Kätchen in Strasburg, — sondern Heinzmanns Kätchen in Deutschland, auf jenem Berge mit dem weissen Schnupftuche entwedelt. Zwar war er nicht kalt gegen Rothens Kätchen, und konnte es auch nicht seyn: denn wie vielen Dank war er ihr und ihren Eltern nicht schuldig, wie unsre Leser wissen. Aber das mag alles seyn: im Herzen war mehr: Rothens Kätchen, war eben die Blondine wie sein deut-

sches

sches Kätchen, ihr Auge eben dasselbe große blaue schmachtende Auge, wie jener in Deutschland — ihr Wuchs, ihr ganzes Wesen dasselbe. — Dies zusammen genommen war ja die Ursache seiner Krankheit. Als Philipp, wie sich unsre Leser erinnern, an jenem Tage, der erste wo er den Freischein erhalten hatte, ausgieng, um sich in der Stadt Garn einzukaufen, begegnete ihm von ungefähr Demoiselle Rothen: ihre auffallende Aehnlichkeit mit seinem deutschen Kätchen, brachte ihn zu dem Glauben, daß sie es wirklich sey: diese unbegreifliche Erscheinung zog ihm jene Ohnmacht und die nachherige Krankheit zu. Noch in seiner Krankheit glaubte er von seinem wirklichen Kätchen bedient zu werden, daher jenes Rezidiv, daher seine Begierde nur aus ihren Händen Medizin zu nehmen. Fand er wirklich bei gesunden Magen und Augen sich getäuscht, so fand er doch zwischen seinem und Rothens Kätchen eine überaus große Aehnlichkeit, so wohl in Absicht der Figur als des Karakters — so gar hatten sie einerlei Namen. Dies

alles

alles zusammen genommen mogte auch wohl Mitursache seyn, daß Philipp sich gern und lange in Demoiselle Rothens Gesellschaft verweilte — ungeachtet des Mädchens wirklich liebenswürdigen Karakters, zog ihn schon der Name Kätchen an den Moment seiner ersten Liebe zurück.

Wer unter allen am wenigsten diese Nacht geschlafen hatte, war wohl Frau Beate. Denn ihr kam es unbegreiflich vor, wie Philipp so vergnügt hatte seyn können, da er, wie sie vermuthete, von Louisen, wegen Rothens Kätchen, die bittersten Vorwürfe habe erhalten müssen. Sie konnte die Sache unmöglich zusammenreimen, zumal da sie bei Philipp ein weisses Schnupftuch mit Louisens Namen bemerkt haben wollte, und sie hatte in der That recht gesehen: Philipp hatte wirklich Louisens Tuch, womit sie ihm Thränen und Schweiß abgetrocknet, in Gedanken und aus Versehen in seine Tasche gesteckt.

Neugierde ließ sie kein Auge schließen, und ein nach dem andern sich durchkreuzender Plan sie zu keiner Ruhe gelangen. Kaum war daher der Morgen herabgethauet, so horchte sie auch schon an Louisens Thüre, und durch ihr Räuspern und Husten brachte sie es wirklich so weit, daß Louise aufstand und Frau Beaten die Stube öffnete. Aber wie sehr stand sie sich in ihrer Erwartung betrogen, als sie Louisen, anstatt über Philipp verdrießlich zu seyn, mit dem größten Feuer der Liebe sich nach seinem Wohlbefinden erkundigen, und statt auf Philipp nur auf sich schmählen hörte. „Sie haben mir, Madam Beate, gestern von Philipp Dinge erzählt, die ich nach Untersuchung und Ueberzeugung nicht nur ungegründet und erdichtet, sondern so gar verläumdrisch finde.“

Beate wollte dagegen Einwendungen machen und sich rechtfertigen; allein Louise ließ sie nicht zum Wort kommen, und im Hochgefühl der Liebe erzählte sie jedes Tete a Tete zwischen ihr und Philipp.

Frau

Frau Beate sagte lange kein Wort; aber endlich fieng sie an — und sollte es auch auf Unkosten der Ehre ihrer Tochter seyn — die ganze Geschichte der ersten Zusammenkunft mit Mimi und Philipp zu erzählen. Unsre Leser wissen mit welcher Theilnahme Philipp die Ermordung von Mimi's Geliebten (des jungen Rothen) zu Frankfurt, anhörte; sie entsinnen sich in welcher zweifelhaften Situation Frau Beate ihre Tochter und Philipp antraf; in einer Lage, die von beiden Seiten unschuldig war, was aber Beate vielleicht nicht glaubte oder wohl vielleicht gar nicht unschuldig haben wollte. Kurz sie erzählte alles rund weg, machte noch mancherlei Zusätze und verdächtige Anmerkungen dazu, und schloß endlich auf die boshafteste Weise: „sehen Sie, Sie waren nicht die erste, an deren Busen er, schlangenartig, Liebe schlürfte, und Rothens Kätchen — wird nicht die letzte seyn!"

Louise saß eine ganze Weile in Gedanken, ohne ein Wort zu sprechen; und da sie eben

eben den Mund öffnen wollte, fiel Beate ein: „Nun gut, wenn Sie mir nicht glauben wollen, so geben Sie selber auf das Augen- und Mienenspiel Acht, wenn Mamsell Rothe Sie besucht; und werden Sie dann nicht überzeugt von dem, was ich gesagt habe — nun, so muß ich Sie mit der — (Nase) – drauf drücken."

Louise stand auf und empfand den letztern Spaß ungebührlich. Beate ergriff die Thür: in dem Augenblick trat der Major, mit einem Brief in der Hand, ein. „Gut, sagte der Major, Frau Beate, daß Sie da sind, bringen Sie doch dem deutschen Philipp diesen Brief, aber sogleich: es möchte ihm daran gelegen seyn."

Louise blickte hin, und erkannte denselben Brief, den Philipp von seinem Vater erhalten, der im Gefühl der Wehmuth ihren Händen entzittert und Philipp bei Ueberraschung in des Majors Stube hatte liegen lassen.

War je Beate neugierig gewesen, so war sie's itzt; sie versuchte überall nur ein paar Worte aus dem Briefe lesen zu können, aber wohlbedächtig hatte der Major ein Couvert darum geschlagen und mit seinem Petschaft versiegelt. Beatens Neugierde blieb also unbefriedigt. Sie brachte den Brief. Philipp, nachdem er das Couvert abgemacht, erkannte sogleich den Brief, und drückte denselben an seine Lippen, mit solchem Feuer, als wenn er den Inhalt daraus nicht mit seinen Augen lesen, sondern mit seinen Lippen saugen wollte. Er sprach kein Wort weiter, sondern legte den Brief weg, und drückte Frau Beaten zum Dank einen kleinen Thaler in die Hand.

Beate gieng; aber war je ihre Neugierde erregt worden, so war sie's itzt am meisten. Sie konnte sichs gar nicht erklären, was dieser Brief bedeuten sollte: er drückte ihn an seine Lippen, Thränen zitterten in seinen Augen – und gleichwohl gab mir solchen der alte Major; ja wenn er

von

von Louisen oder Kätchen gewesen wäre — diese und dergleichen Gedanken durchkreuzten ihr Gehirn den ganzen Tag durch, ohne weitern Aufschluß.

Gegen neun Uhr ritt der Major, wie gewöhnlich, aus. Louise kam in Beatens Zimmer, und bat selbige, Philipp zu rufen, und zwar in den Garten.

Der Garten des Kommandanten war zwar klein, aber niedlich und mit zwei Lauben von Louisens Hand geziert. Philipp kam mit Beaten an; letztere führte ihn sogleich der Laube zu, worin Louise mit einem guten Frühstück harrte. „Ach, mein Philipp!“ rief Louise ihm entgegen, umhals'te selbigen, ungeachtet Beatens Gegenwart, und hieß ihn sich bei ihr niedersetzen. „Hast Du den Brief erhalten? fuhr sie fort. — Mein Onkel hat ihn selber gelesen, er war nicht böse darüber, und da er mir's erzählte, rollten Thränen über seine Wangen.“ —

Beate

Beate staunte, sperrte Augen und Mund auf, und wußte nicht, wie sich das alles zusammenreimte. Letzterer wurde ihr zwar durch einige Gläser Wein und ein gutes Stück Kuchen gefüllt, aber damit war bei weitem nicht ihre Neugierde befriedigt. Sie gieng, um weiter für sich nachzudenken, und überließ die jungen Leute sich ganz die Gefühle der Liebe zu genießen; die sie denn auch wirklich genossen, aber immer in dem eingeschränkten Maße wahrer Unschuld. Wein und Speise wurde wenig genossen; beider Lippen hafteten mehr an sich als am Glase; gesprochen wurde fast gar nicht, aber desto mehr sagten sich die Herzen unter den zusammengepreßten Busen einander.

Nicht mehr auf Beatens Reden achtend genossen itzt unsre Liebenden viele selige Stunden mit einander; Louise hatte keinen Argwohn mehr gegen Rothens Kätchen, auch gieng itzt Philipp äußerst selten in die Stadt, und geschah es ja, so hielt er sich nicht lange darin auf, sondern brachte seine meisten

Muße-

Mußestunden bei Louisen zu, er arbeitete sogar, mit Erlaubniß des Majors, im Garten. Beate war äußerst aufgebracht über das gute Verhältniß zwischen Philipp und Louisen; nicht etwan aus Eifersucht in der Liebe, sondern weil sie nicht mehr wie vorher so ansehnliche Trinkgelder theils bekam, theils durch Recht und Unrecht sich selbst machen konnte. Philipp wußte die Wege nun selber und hatte nicht nöthig erst durch theure Billets sich anmelden zu lassen.

Beate hätte daher freilich gern einen Bruch zwischen Philipp und Louisen bewirkt, und einen andern Liebhaber in Vorschlag gebracht, wozu sie sich auch schon einen Gegenstand ausersehen hatte; es war ein gefangener Kornet von — — Husaren, ein junger schöner Mann. Sie hatte schon einige Mal Anspielungen auf denselben bei ihr gemacht; allein Louise verstand sie entweder wirklich nicht, oder wollte sie nicht verstehen: überdem schien auch Louise, ungeachtet ihrer Jugend und ihres äußerst empfänglichen

Feuers, doch nicht so flatterhaft zu seyn, wie manche ihres Geschlechts, die mit der Liebe und derselben Gegenständen, wie die Kinder, mit einem Fangballe spielen. Sie liebte stark und dauerhaft, und Philipp schien ihr erster und unwandelbarer Gegenstand zu seyn.

Noch einige Wochen durch waren sich unsre beiden Liebenden ungestört Alles. Aber wie nichts in der Welt von ewiger Dauer ist, und unvermuthet ein trübes Wölkchen den heitern Himmel überzieht und verfinstert, so war es auch hier.

Demoiselle Rothen hatte Louisen lange nicht besucht, itzt kam sie eben, da selbige mit Philipp im Garten war. Louise empfieng sie freundlich, dachte aber zugleich auch zurück an Frau Beatens Erinnerungen – und, was sieht die Eifersucht nicht alles? – sie wollte bemerkt haben, daß Kätchens erster Blick beim Eintritt nicht ihr, sondern Philipp gehört, daß dieser selbigen wie die halb ermattete Blume den Thautropfen verschlun-

gen habe, daß beide im Gesicht blutroth geworden, und der Händedruck beim Willkommen äußerst gefühlvoll gewesen. Insonderheit war ihr aufgefallen, daß Kätchen, gleich nach dem ersten Komplimente, sich an Philipp gewandt und ihn gefragt hatte, warum er so lange nicht hingekommen, ihr Vater habe immer nach ihm gefragt. Er schriebe bald nach Würzburg, wenn er etwas nach Bamberg zu bestellen habe, müßte er spätestens Morgen nach Mittag den Brief bringen.

Philipp suchte zwar wegen seines Ausbleibens sich zu entschuldigen, konnte aber in der Verwirrung keine passende Ursache hervorbringen; dieß gefiel zwar Louisen, aber die gefällige Zuversicht, mit welcher er Kätchen versprach, morgen gewiß seine Aufwartung zu machen, gefiel ihr gar nicht, und noch weniger Kätchens wiederholte Einladung: es ja nicht zu vergessen; denn ihr Vater habe noch etwas besonderes mit ihm zu sprechen.

Geschäfte vorgebend, aber absichtlich gieng Louise oft aus dem Garten. Sie lauschte und wollte sehen, wie Philipp und Kätchen, wenn sie allein wären, gegen einander sich benehmen würden. Und zu ihrem nicht geringen Vergnügen machte sie die Erfahrung, daß Kätchen nicht allein stiller, sondern auch Philipp weit schüchterner war, als in ihrer Gegenwart. Alles was sie sprachen waren unbedeutende Sachen, ohne den mindesten Bezug auf Liebe, und auch zu einem Gespräch von den gleichgültigsten Sachen, schien es, als wenn sich eines von dem andern die Worte abbetteln müßte.

Louise strafte sich selbst wegen ihres Argwohns, den sie vorher aus Blicken, Händedruck und Rothwerden hatte abziehen wollen, und schalt bei sich, im wahren Ernste, Beaten die größte Lügnerin. Vergnügt kehrte sie mit einer Erfrischung zu der Gesellschaft zurück, und war so aufgeräumt, als sie seit langer Zeit nicht gewesen war.

Beim Abschied bat Kätchen Louisen auch um die Ehre ihres baldigen Besuchs.

„Wenn es Ihre Eltern erlauben und Philipp mich mitnehmen will, so bin ich so frei morgen meine Aufwartung zu machen, da ich ohnehin etwas in der Stadt zu thun habe" — erwiederte Louise. „O, guter Philipp, bringen Sie sie ja mit;" versetzte Kätchen. Und so schied man vergnügt von einander.

Louise fiel Philipp, da sie mit ihm wieder allein war, um den Hals, und rief: Bist Du mir wirklich treu, Philipp?

Philipp. Wie kommen Sie auf diese Frage? Habe ich Ihnen je Ursache zu zweifeln gegeben?

Louise. Sag' nicht mehr Sie zu mir; heiße mich Du; nenne mich Louise, wie ich Dich meinen guten Philipp nenne. (ängstlich) Aber die Demoiselle Rothen ist in der That ein schönes und recht artiges Mädchen. Findest Du das nicht auch?

Philipp. Ich kann nicht widersprechen.

Louise. Ihre Eltern sollen sehr reich seyn?

Philipp. Man sagt's, übrigens was hilft Reichthum —

Louise. (einfallend) Aber itzt sehen doch die Mannspersonen mehr auf das Vermögen, als aufs Mädchen.

Philipp. Der Fall mag auch wohl im Gegensatze gelten.

Louise. (hoch aufspannend) Was würdest Du thun, wenn Dir ein Mädchen mit einem nicht ganz kleinen Vermögen, ungefähr mit so viel als Kätchen haben könnte, freiwillig die Hand böte — vorausgesetzt, du müßtest das Mädchen leiden können?

Philipp. (tief seufzend und mit einer Thräne im Auge.) Ach! wer wird sich um mich armen Gefangnen bekümmern!

Louise. (ihm um den Hals fallend) Ach, mein guter Philipp! (küßt ihn) ich kenne ein Mädchen, das sich sehr um Dich bekümmert. —

Das Mädchen meldete, daß der Major angekommen sey; dieser Umstand trennte und verhinderte Louisen diesmal mehr zu sagen.

Diese Nacht war für Louisen eine erquickende Nacht, denn sie schlief mit dem seligsten Gedanken der Liebe an Philipp ein. Aber für Philipp war diese Nacht quälend; er seufzte und ächzte in Einem weg. Er dachte Louisens letzter Rede nach, und verglich den Inhalt davon mit dem Verhältniß gegen sein in Deutschland zurückgelassenes Mädchen.

Schon früh den andern Morgen ließ ihn Louise rufen. „Guter Phlipp, sagte sie, indem sie ihm entgegen gehüpft kam: ich habe auch unbekannter Weise ein paar Zeilchen an Deinen Vater geschrieben! Lies, ob es so recht ist? „Philipp machte das Billet auf: zwei Doppel Louisdo'r lagen darin, und der ganze Inhalt des Briefs lautete: „Guter Vater, eine gute Freundin von Ih„rem Sohne, schickt Ihnen, nach ihrem Ver„mögen, eine Kleinigkeit. Thun Sie sich

„dafür

„dafür eine Güte. Verschmähen Sie den „guten Willen nicht: er fließt aus reinem „Herzen.“ —

Zu viel, rief Philipp; ich kann es nicht annehmen! und Thränen flossen auf Louisens Hand, die er zu seinem Mund geführt hatte. Philipp wollte im Enthusiasmus mehr sagen, wurde aber durch den Eintritt der Frau Beate unterbrochen.

Louise lenkte das Gespräch sogleich, indem sie sagte: Um welche Zeit wollen Sie mich abhohlen?

Philipp. Um welche Zeit Sie befehlen.

Ich will den Onkel fragen, um welche Zeit er nach Tische ausreitet. Ein bißchen zeitig möcht' ich doch gern gehen; sagte Louise, und wollte zum Major gehen, als dieser eben über den Saal kam, und bei geöffneter Thür Philipp erblickte. „Sie wollen, sagte er zu Philipp, indem er näher trat, meiner Niece Garn einkaufen helfen? (scherzend) Aber wem soll ich nun Ordre zur Aufsicht von Beiden geben: soll ich sie Ihnen

nen geben, daß mir Louise nicht desertirt, oder soll ich solche Louisen geben, daß Sie nicht davon gehen? denn das will ich doch nicht hoffen, daß Ihr zusammen ein Komplott machen werdet?"

Wenn sie Garn kaufen wollen, fiel Beate ein, so will ich Ihnen recht schönes und wohlfeiles zu weisen.

Der Major sich nach Beaten umdrehend: da wäre das Komplott gewiß fertig – (mit finstrer Miene) hätte ich Sie doch bald nicht bemerkt, Frau Beate.

Beate fühlte diese Anmerkung, und schlich davon.

Der Major, nachdem er die Erlaubniß gegeben hatte, gleich nach Tische gehen zu dürfen, gieng auch. Nun erst erklärte Louise Philippen, daß sie die kleine List gebraucht und ihrem Onkel weiß gemacht habe, daß sie Garn zum Filetstricken brauche, und sie solches doch nicht verstehe. Denn auf andere Art würde er in seine Begleitung nicht eingewilliget haben. Louise sagte dies

un-

unschuldig, und dachte sich nichts weiter dabei. Aber Philipp dachte sich desto mehr dabei: er fühlte in dieser List den Abstand von sich zu Louisen, seine Niedrigkeit gegen ihren Rang. — Freilich, sagte er wehmüthig: würde es nicht lassen, wenn ein armer Gefangener mit der Niece seines Befehlshabers spazieren gienge, aber in Geschäften kann er sie als Sklave schon begleiten.

Du machst mich traurig, versetzte Louise, und kränkest mich mit einem Wortspiele, woran ich nicht dachte. (ihm die Wangen streichelnd) Sey nicht böse, lieber Philipp; und vergieb mir, wenn ich Dich durch dieses unschuldige Vorgeben beleidiget habe. Ich meinte es ja nicht böse — Willst Du mich nicht gern mitnehmen?

Philipp. Gern! ansonst würde ich selbst zu Hause bleiben.

Louise. Aber mir auch vergeben.

Philipp. Was kann ich vergeben, da Sie mir nichts zu Leide gethan haben?

Louise. Du sollst mich ja Du nennen! (schmeichelnd) willst gar nicht wieder dran denken? die Hand drauf.

Philipp reichte die Hand; sie schlang ihre Linke um seinen Nacken, und Beide drückten sich den Kuß der Sühne auf.

War je ein Mensch in der Welt neugierig gewesen, so war es itzt Frau Beate. Sie konnte es gar nicht zusammenreimen, wie es zugieng, daß itzt, von Tag zu Tag, ungeachtet ihrer Denunciationen, Philipp und Louise immer vertrauter wurden. Demoiselle Rothen hat einen angenehmen Besuch gemacht, und der Herr Major erlaubt sogar, daß Philipp Mamsell Louisen in die Stadt führt. –

Mit tausenderlei Gedanken schlug sie sich herum bis die Glocke zwei brummte. Eben giengen Philipp und Louise über den Kasernenhof der Pforte zu, beide ungewöhnlich geputzt. Gleich der Schlange schlich Beate ihnen nach, und sah zu ihrem grossen Erstaunen, daß kein Garn gekauft wurde,

sondern daß beide geraden Wegs in Rothens Haus giengen. Sie wandelte in der Gegend über zwei Stunden umher. Aber was sie beobachten wollte, kam nicht zum Vorschein. Endlich, da sie schon retourniren wollte, kamen Louise und Kätchen Philipp mit in der Mitte und giengen unter dem vertraulichsten Scherz dem Thore zu, vor welchem Herr Rothe einen angenehmen Garten hatte. Beate schlich nach, gukte durch die Umzäunung; aber alles was sie sah, war ihr zum Aerger: denn die jungen Leute waren vergnügt, und der alte Gärtner trug Kaffe auf.

Auf dem Heimwege fragte Louise Philippen, was Herr Rothe mit ihm im geheim gesprochen habe? Mit Schluchzen erwiederte Philipp, daß auch Herr Rothe seinem Vater Geld geschickt habe. Vergnügt trennten sie sich dann aus einander.

Bis in die Hälfte des herannahenden Winters waren Louise, Philipp und Kätchen, wechselsweise glücklich; auch den Winter

durch

durch wußten sie sich durch wechselseitige Besuche die langen Abende zu verkürzen. Aber das Frühjahr witterte Unglück — wie ein Mehlthau beim schönsten Sonnenschein oft die lachendsten Blühten vergiftet, so zerstörte auch eine einzige Minute aller drei Zufriedenheit und Ruhe.

Philipp hatte Kätchen oft besucht, Kätchen dagegen oft Louisen und – Philippen. Keines hatte mehr gegen das Andere etwas Arges gehabt. Aber wie schon vorher gesagt: ein schöner Frühlingstag verdarb auf einmal das Ganze. Frau Beatens Einfluß bei Louisen war verschwunden, aber an diesem Tage kehrte selbiger mit tausendfacher Rache zurück. Philipp war bei Rothens gegangen, und begegnete gegen Abend mit Kätchen am Arm Frau Beaten im Thore, vor welchem Rothens Garten lag. Sie schlich nach, schielte durch die Umzäunung, und sah, daß beide einer Laube zueilten und sich in derselben Schatten verbargen. Pfeilschnell lief sie nach Hause; auf dem halbem

Wege begegnete ihr Louise, in der Absicht Rothens zu besuchen, oder auch vielleicht um Philipp von da abzuholen.

Beate fieng an die schändlichsten Dinge von Philipp und Kätchen zu erzählen; sagte aber nicht, daß sie im Garten wären, sondern begleitete Louisen absichtlich bis an Rothens Haus. In der Ladenthür stand ein Diener von Rothens Leuten. Louise fragte: ob Mamsell Kätchen zu Hause sey? Die Antwort war: nein, sondern sie sey in den Garten gegangen. Allein? fragte Louise weiter. Ganz allein, antwortete der Mensch unter einem boshaften Lächeln.

Wir müssen hier unsern Lesern erklären, daß dieser Mensch selbst Jagd auf Kätchen machte, aber diese konnte ihn nicht leiden, und nun mußte der arme Philipp die Ursache seyn, und Frau Beate trug das Ihrige getreulich dazu bei. Denn goldne Berge waren ihr von dem Diener versprochen, wenn sie Philipp aus dem Hause verbannen und seine Verbindung mit Kätchen oder auch mit

Louisen bewirken könnte. Denn beide Mädchen hatten Geld, welches, nach kaufmännischer Sitte sein Point de Vue war.

Louisen waren die Worte und das Lächeln des Kaufmannsdieners aufgefallen. Sie gieng dem Garten zu ohne ein Wort zu sprechen, und auch Beate unterbrach diesmal ihr Stillschweigen nicht. Aber anstatt sie gerade durch die Gartenthür einzuführen, führte sie sie vorerst hinter den Garten in die Gegend, wo Kätchen und Philipp in der Laube saßen. Sie schielten beide durch die brettern Planken, konnten aber nichts sehen; aber hören konnte Louise deutlich die Worte, welche Kätchen sprach: „O, wie selig war Heloise einen Abälard gefunden zu haben!" und wie Philipp drauf antwortete: „wie glücklich Abälard, Heloisens Freundschaft gemacht zu haben." Könnten oder wollten Sie wohl, lieber Philipp, fuhr Kätchen fort, aus mir eine Heloise und aus sich einen Abälard machen?" Philipp sagte etwas darauf, daß man aber draußen nicht

hören

hören konnte. Bei Louisen lief die Galle über mit Wuth riß sie Beaten von der Mauer, auf welche Beate geklettert war, um alles desto genauer zu beobachten. Beate fiel nicht sanft, dies verursachte ein Geprassel, und bald darauf hörte man in der Laube ein tiefes Seufzen.

Mit doppelten Schritten und kochendem Blute eilte nun Louise durch die Gartenthür der Laube zu. Wie versteinert blieb sie am Eingange derselben stehn: Kätchen lag ausgestreckt auf einer Rasenbank; ihre Kleider in der größten Unordnung, Philipp beschäftigt den Schnürleib zu öffnen, unter dem der schon entblößte Busen, wie Meereswogen empor drang. Louise, ohne weiter ein Wort, als dies zu Beaten zu sagen: „hier mögte unser Beistand ungelegen seyn;" gieng wieder fort. Itzt erst bemerkte sie Philipp und rief ihnen nach: Hülfe, Hülfe! aber weder Hülfe, noch Antwort bekam er.

Mit Schaum vor dem Munde eilte Louise ihrer Wohnung zu, und schlangenartig schnellte ihr Beate nach. Ihre Mamsell, sagte letztere, zu dem Kaufdiener, welcher noch in der Ladenthür stand, liegt im Hinbrüten — der deutsche Gefangene hat um Hülfe gerufen. Der Kaufdiener, welcher Beatens Worte nicht verstand, rufte ihr nach; aber gleich Louisen war selbige um die Hausecke herum, wo Philipp vorher umgefallen war, seinen Augen entschwunden.

Nicht lange darauf brachte man Kätchen in einer Sänfte getragen, und Philipp gieng mit thränenden Augen beiher.

Die ganze Nachbarschaft so wie Rothens Haus kam in Allarm; der erste, der die Schäse öffnete, war Monsieur Feiler (so hieß der Kaufmannsdiener,) und man trug Kätchen für todt in ihrer Mutter Zimmer. Beide Eltern waren nicht zu Hause. Man schickte nach ihnen, und Philipp lief nach dem Arzt. Bedenklich schüttelte der Arzt den Kopf; es war eine starke Ohnmacht.

macht, dem Schlage nahe; aber doch brachte er sie bald wieder zum Leben; die herbeigeeilten Eltern weinten, wie alle Umstehende; und Kätchen rief einmal über das andere: „Abälard! Abälard! mein Abälard! wo bist Du, hast Du Deine Heloise verlassen?“ —

Der Arzt meinte es sey ein hitziges Fieber auf dem Wege, und nun erzählte Philipp dem Arzte, was wir unsern Lesern erzählen wollen.

Kätchen hatte Philipp aus der Heloise vorgelesen. Sie war eben auf eine Stelle gekommen, wo Heloise an Abälards Treue zweifelt, und worauf Abälard antwortet: „Ewig Dir treu und Dein bis in den Tod!“ — Hier machte Kätchen die unschuldige Anmerkung, welche Louise und Beate gehört hatten, und unsre Leser kurz vorher gelesen haben. Durch Beatens unvorsichtiges Geräusch, war Kätchen so erschrocken, daß sie das Buch fallen ließ, und sie selbst in eine heftige Ohnmacht verfiel. Philipp wußte

sich

sich nicht anders zu rathen, als sie auf die Rasenbank ausgestreckt zu legen und den Schnürleib zu öffnen, um dem Blute wieder freien Umlauf zu verschaffen. In dieser Beschäftigung überraschte ihn Louise und Beate. Von Eifersucht gequält und etwas anderes ahnend kehrte sie mit überlaufender Galle zurück, ohne dem um Hülfe Rufenden Hülfe zu leisten. Beatens Ziel schien erreicht zu seyn, und um solches destomehr und gewisser zu bevestigen, spornte sie alle Kräfte der Verläumdungskunst an, und erzählte Louisen Dinge, woran weder Philipp, noch Kätchen, noch Louise selbst gedacht hatten.

Der Arzt, nachdem er Philipps Erzählung überdacht hatte, verschrieb weiter nichts als kühlende und balsamische Säfte, und befahl Philipp Kätchen, sobald sie nur einigermaßen wieder munter sey, dieselbe Stelle aus der Heloise vorzulesen, darüber sie krank geworden. Kaum hatte der Arzt ausgeredet, so schlug Kätchen die Augen auf, und verlangte frisches Wasser. Philipp brachte

brachte ihr solches. Sie trank begierig, sah' ihn dann mit weit aufgesperrten Augen an, und rief, mit Wehmuth, einige Mal aus: ach, mein Abälard! Philipp las ihr, auf Bedeuten des Arztes, die vorbenannte Stelle aus der Heloise vor. Kätchen richtete sich auf, umschlang seinen Hals mit beiden Armen, und küßte ihn ungeachtet der Gegenwart ihrer Eltern und des Arztes. Man nannte dieses Betragen Ausbruch der Fieberhitze, und ahnete eine nahe Zerrüttung des Verstandes; allein der Arzt, welcher sich empfahl, sah darin den Weg zur baldigen Genesung.

Die Zeit war verstrichen: Philipp mußte nach seinen Kasernen zueilen. Schon an der Pforte erfuhr er, daß Louise sehr krank sey. Mit beflügelten Schritten eilte er zu ihr: aber welches Erstaunen! – er wurde abgewiesen. Frau Beate sagte ihm kurzweg, daß Mamsell seinen Besuch auf immer verbitte. „Auf immer!" entgegnete Philipp; „und womit habe ich diese Strafe

verdient?" – Er bat flehentlich; aber Beate antwortete nicht einmal. Mit thränenden Augen wanderte er seiner Wohnung zu. Wie gern wäre er wieder zu Rothens Kätchens gegangen; allein die Kasernen waren geschlossen.

Diese Nacht war für Philipp eine traurige Nacht: keiner Schuld sich bewußt, wurde er schuldvoll abgewiesen. Er quälte sich um zu schlafen und konnte doch nicht schlafen: Louise und beide Kätchens gaukelten in seiner Einbildung.

Es schlug eins, zwei, drei – Mit dem letzten Schlag drei kam Mimi und rufte ihn heraus; „Philipp, sagte selbige, sie sind unwiederbringlich verloren, heute noch wird ihnen der Freischein abgenommen; der Major raset gegen Sie; Sie werden weiter einwärts ins Land geführt oder vielleicht gar erschossen. Louise mag von ihnen nichts wissen, auch Demoiselle Rothen nicht: alles Werk meiner bösen Mutter. Mich selbst will sie ins Unglück ziehen. Alle Schande

hat sie mir angethan. Retten sie sich: entfliehen sie; ich werde bald nachfolgen.

Philipp wußte nicht, was er thun sollte. Seine Sinne waren wie in Verwirrung. Wohin soll ich? rief er — Nach Deutschland, fiel ihm Mimi ein. Mimi pakte schon ein, ohne bei den andern Gefangenen ein Aufsehen zu machen. Philipp gieng in seinem Jäckchen, mit einem Paket zum Thore hinaus, und Mimi begleitete ihn. Vor dem Thore steckte ihm Mimi etwas in die Tasche. Es war eine Rolle von funfzig Goldkarolins, die Philipp nach und nach verdient und sich gespart hatte. In dem Päcktchen war seine Wäsche und Mimi's goldne Halskette. Gern wär' er wieder umgekehrt, um solche der Eigenthümerin zuzustellen; denn er glaubte es sey ein Versehen dabei vorgefallen; allein der Donner der Kanone, welche ihn als Deserteur ankündigte, machte, daß er von itzt an auf weiter nichts als seine Flucht bedacht war.

Er hatte den Weg nach Metz zu genommen. Hier kaufte er sich andere Kleider, und zwar unter andern einen blauen Ueberrock.

(Wir erwähnen des blauen Ueberrocks absichtlich, weil selbiger in der Folge großen Einfluß hat.)

Philipp reisete nun seinem Vaterlande, dem Bambergischen zu.

Wir lassen Philipp reisen und kehren zu Heinzmanns Kätchen, Philipps erster Geliebten, zurück. Wir haben von ihr unsern Lesern erzählt, daß sie alle Heirathsanträge ausschlug, und da sie Philipp nicht haben sollte, lieber das Kloster wählte. Sie war also im Kloster, aber wohlbedächtig hatte es ihr Vater so eingerichtet, daß er sie zu jederzeit, im Fall sie anderes Sinnes würde, das heißt: Philipp vergesse, wieder herausnehmen konnte; denn sie war nur Kostgängerin.

Nach langer Zeit athmete sie, ihren Gedanken nach, frei, als sie in die ihr angewiesene Zelle trat; aber bald wurde ihr anders, als sie vor die Priorin gerufen wurde,

de, und nach und nach folgende Erfahrungen machte. Sie sah in der Priorin ein Weib, daß nur schwer unter dem Schleier der Resignation und Frömmelei ein lüsternes Auge verbergen kann: eine Vierzigerin mit Spuren jugendlicher Reitze. Sie nahm Kätchen freundlich auf, und versicherte sie, daß so sehr auch ihr Vater ihr Strenge empfohlen, sie dennoch ihrer Neigung folgen würde, die sie sogleich auf den ersten Blick an sie gefesselt habe.

„Handeln Sie, antwortete Kätchen, wie Sie glauben, daß es ihre Pflicht ist."

Hierauf begleitete die Priorin Kätchen in ihre Zelle, äußerte aber dabei, daß ihr allezeit ihre Besuche das größte Vergnügen gewähren würden.

Ungeachtet dieser Höflichkeiten fühlte Kätchen doch gegen dieses Weib einen innern Widerwillen. Jede Annäherung an sie machte sie erröthen, denn das Heuchlerische in ihrem Betragen war unverkennbar.

Sie fragte Kätchen, ob sie eine Nonne zur Gesellschafterin haben wollte. Kätchen verbat sich's. Allein wie schauderlich ward ihr nun, als sie allein war. Dies war der erste Zeitpunkt, wo sie ganz ihrer Betäubung wieder entlediget war. Was sollte auch Kätchen im Kloster? Eine Nonne werden; die Liebe abschwören; den Geliebten verläugnen, um eines Hirngespinnstes, um einer Hand voll Tand willen? Mit dem Verluste ihrer Menschenwürde eine Stufe von Heiligkeit erklimmen, die sie verachtete.

Der Genuß des Gartens ward ihr, ehe sie solchen verlangte, von der heiligen Frau achselzuckend versagt. Dies habe Kätchens Vater ausdrücklich verlangt. Eine Gesellschafterin hätte sie sich wählen können; aber wer in der Liebe und Freundschaft verwöhnt wurde, wie Kätchen, o, der suchet unter Millionen vergebens.

Kätchen sah die Nonnen im Chor, und fand einen äußerst auffallenden Kontrast unter ihnen. Der eine Theil, der meistens

aus jugendlichen Figuren bestand, hatte, gleich der Priorin, nicht immer ihren erborgten heiligen Schein in der Gewalt. Er bestand aus meist runden Gesichtern, voll Lebensglut, die die klösterliche Zucht nicht angegriffen zu haben schien. Dieser schloß sich an die Priorin, die, wie es Kätchen vorkam, sehr vertraut mit ihm war.

Der andere Theil hingegen, der mehrentheils bejahrte Personen in sich faßte, war eine Reihe hagerer bleicher Gestalten, mit ersterbendem Blick; und beide Theile schienen einander zu hassen. Keine von ihnen konnte Kätchen behagen. Nicht Einer darunter mochte sie den Schlüssel ihres Herzens anvertrauen.

Eben wohnte sie auch einer Geißelung bei. In einer Sklavenseele nur konnte der Gedanke entstehen, dem Werkmeister der Schöpfung durch Martern seine Gunst abzuzwingen! Ach Gott! wie mußte dem armen schuldlosen Mädchen werden, wenn sie um sich sahe. Kaum am Arme der Ver-

nunft

nunft den knechtischen Begriffen entronnen, sah sie sich mitten in eine Werkstätte des Aberglaubens zurückgebracht, und durfte sich seinen Gaukelspielen nicht entziehen. „Es ist schlimm mit mir geworden, mein Philipp!" seufzte sie oft bei sich, „wenn ich nur wüßte, wie es enden würde."

Käthchens Bestimmung wurde immer sonderbarer, und doch war sie seit einer Woche glücklicher, als zeither. Der Ort, an den man sie gebracht, war der abscheulichste. Nicht der Aberglaube allein war es, der seinen Sitz in diesen traurigen Mauern behauptete. Nein, auch der Wollust, der Schwelgerei waren sie ein unverrathener Schlupfwinkel.

Die Priorin hatte eine Pflanzschule des Lasters in diesen Mauern angelegt. Einige Wollüstlinge der Gegend waren ihre Gönner. Sie verdarb in den wohlgebildetsten Nonnen den Keim der Tugend und führte sie ihnen zu.

Ist auch Kätchen den Versuchungen dieser Elenden ausgesetzt gewesen? fragen vielleicht unsre Leser. — Nein, so eigentlich noch nicht; um sicherer zu wirken, schien sie einen behutsamern Schritt mit ihr gehen zu wollen. Dennoch aber erhielt sie bald ein fürchterliches Licht auf dieses Haus des Verderbens. Doch aber war ihr darin auch ein Schatz geworden, auf den sie nicht hoffte, denn sie hatte ein Herz gefunden, das sie nicht unter den Nonnen geahnet hätte. Der Himmel hatte ihr den Genuß des freundschaftlichen Trostes wieder gegönnet. Ihre Freundin war Novize, wie sie. Krankheit, die sie nach dem Verluste einer Freundin überfallen, hielt sie zu der Zeit, als man Kätchen ins Kloster brachte, in ihrer Zelle. Sie war Kätchens Nachbarin, als sie zum ersten Mal wieder ins Chor gieng. Ihr Blick zog Kätchen sogleich an sie. Sie besaß eines von jenen interessanten Gesichtern, die, ohne schön zu seyn, der allgemeinen Huldigung gewiß sind. Der Gram sprach aus ihrem wohlwollenden Auge, und die Spuren der

kaum überstandenen Krankheit zeigte die Leichenblässe ihrer Wangen.

Nur gezwungen schien sie den Zeremonien ihre Aufmerksamkeit zu widmen; nur gezwungen den geistlosen Gesängen ihre schöne Stimme zu leihen. Sie schien verhaßt bei den übrigen; aber Kätchen erkannte in ihr die Schwesterseele. Eine Freundin hatte sie gefunden in Julien, (so hieß diese Nonne) aber einen Freund, wie Philipp ihr war, zu finden, war unmöglich, wenn es Philipp nicht selber war. Freundschaft läßt sich theilen, aber Liebe, wie Philipps und Kätchens, ist das untheilbarste in der Natur.

Julie, die Freundin von Kätchens Trauerzeit, schien eine Schülerin ihrer ehemahligen Erzieherin in der Stadt * *, zu seyn. Eben den milden Trost, wie solcher von jener Lippen floß, fand sie bei Julien wieder; nur war die Stimmung der letztern melancholischer, düstrer.

Einige Worte, nach dem sogenannten Gottesdienst, machten sie beide mit einander

der bekannt, und seitdem waren sie, so viel als möglich, bei einander. Gott, was erhielt Kätchen von Julien für Aufschlüsse über die Priorin und das ganze Kloster! und Julie war doch selbst nur ein halbes Jahr an diesem schauerlichen Orte.

Ihr Vater, ein Kaufmann, hatte sie zu Abbüßung seiner Sünden, kurz vor seinem Tode, dahin gegeben. Auch auf sie hatte Anfangs die heilige Frau ihr heilloses Auge gerichtet gehabt; auch ihre Blühte sollte vom Laster gebrochen werden. Aber theils waren die Grundsätze ihrer verstorbenen Mutter zu vest in ihrer Seele, theils hatte sie eine Nonne kennen gelernt, die sie am besten mit den Planen der Priorin bekannt machen konnte, da jene selbst ein Opfer derselben geworden war.

Julie besuchte die Unglückliche in ihrer Krankheit, und erwarb sich bald das Zutrauen der Leidenden. Sie entdeckte ihr die Ursachen ihrer Schmerzen. Ach Gott, wie schauderhaft waren diese! Sie war ein Mädchen

chen voll siedenden Blutes, ohne Grundsätze. Von einer bigotten Mutter, ehe sie genug denken konnte, ins Kloster gezwängt, erwachten ihre Gefühle erst dann, als ihr es der Schwur schon unmöglich machte, den furchtbaren Ort zu verlassen.

Die Priorin sah jetzt mit Vergnügen, daß dieses Mädchen täglich mehr das Quälende eines Nimbus fühlte, der ihre Ansprüche auf Lebensglück verschlang. Sie näherte sich ihr und entlockte durch verstellte Herzlichkeit nach und nach das Vertrauen des Mädchens. Sie stellte sich theilnehmend und tröstete sie mit einem Trost, den sie selbst im Herzen verlachte. Sie wies sie auf das Christusbild hin, dessen Braut sie seyn sollte, aber das Herz regte sich nicht für den fühllosen Bräutigam.

Die Priorin, die eben soviel Menschenkenntniß als Bosheit besaß, sah wohl ein, daß das Mädchen jetzt selbst einen abgelebten Mann gern gegen einen hölzernen eintauschen würde, und berechnete den feinen

Gewinn,

Gewinn, den sie haben könnte, wenn sie die Nonne dem – man höre wohl auf – wenn sie sie dem reichen Prälaten von D** zuführte. Es geschah; der Prälat durch schändliche Krankheiten vergiftet, vernichtete die Gesundheit der Unglücklichen so, daß sie langsam dem Grabe zuwelkte.

Die Priorin war ebenfalls äußerst artig gegen unser blühendes Kätchen, und sie gab ihr sogar Winke, daß sie ein Auge zudrücken würde, wenn es ihr gefällig wäre in den Garten zu gehen; aber sie gieng nicht. Sie konnte den Garten aus ihrem Fenster sehen. Glasscherben und verschnittene Taxusbäume waren seine Zierden. Die Natur hatte ihre Rechte an die Künstlei abtreten müssen. Und Kätchen war gerade keine Freundin von der Künstlei, sondern liebte einzig nur die ungezwungene Natur. Ueberdies hätte sie der Besuch des Gartens in Gemeinschaft mit den übrigen Nonnen gebracht, die ihr doch zuwider waren. Sie blieb also lieber auf ihrer Zelle, und freute

sich,

sich, wenn sie, mit Julien, über dies und jenes plaudern, und von ihrem Philipp sprechen konnte.

Die Priorin war auch sehr freundlich gegen Julien, man sah aber dieser Freundlichkeit das Gezwungene an. Sie fieng auch nach und nach an mit Kätchen von dem Prälaten zu sprechen, und suchte immer bei Gelegenheit einige Worte von seinen edeln Gesinnungen gegen fromme Schwestern fallen zu lassen. Kätchen antwortete aber nie drauf. Ungeachtet Kätchen absichtlich vermied mit der Priorin allein zu seyn, — denn sie fürchtete sich, nachdem sie die Erzählung von Julien gehört hatte — so wußte es die Priorin doch einzuleiten, daß sie recht oft mit ihr allein seyn mußte, und endlich verschaffte sie auch dem Prälaten Gelegenheit mit Kätchen allein zu seyn, was diesem aber nichts half. Sie hatte Kätchen, dem Vorgeben nach, daß ihr Geburtstag sey, zu einem Abendfeste gebeten. Der Prälat war auch dabei. Ueber Tische wurde von Seiten

ten der Priorin und des Prälaten derb gezecht, aber Kätchen blieb, ungeachtet des dringenden Nöthigens, immer in ihren Schranken. Absichtlich verließ die Priorin das Zimmer, auf bald längere bald kürzere Zeit. Der heilige Herr suchte erstlich seine edeln Gesinnungen der frommen Schwester Kätchen durch ungebührliche und zotenhafte Reden bekannt zu machen, dann suchte er ihr Blut durch unerlaubte Handgriffe in Wallung zu bringen, endlich umarmte er sie gar und wollte sie nach sich auf ein da stehendes Sofa ziehen. Aber Kätchen war nicht so geduldig und nachgiebig wie jenes unschuldige Schlachtopfer, wovon ihr Julie erzählt hatte. Hatte sie ihre Tugend gegen einen jungen feurigen Jüngling, den von ihr geliebten Philipp bewahret, wie konnte die kluge Priorin vermuthen, daß sie solche itzt an einen abgestumpften und in Geilheit grau gewordenen Wollüstling wegwerfen sollte. Sollte sie sein heiliger Geruch etwan dazu anreizen; so stank sie schon sein verpesteter Odem, ungeachtet der Verschwendung von

wohl-

wohlriechenden Dingen, von weitem an. Sie sammelte alle ihre Kräfte, und ob sie schon von sehr schwächlicher Konstitution war, so war sie doch stark genug sich aus seinen Armen zu winden, und da der heilige Bösewicht seine Angriffe wiederholte, so ergriff sie eine leere Weinbouteille und sties ihn damit so heftig vor die Brust, daß die wohlbeleibte geistliche Maschine rücklings zu Boden taumelte, und die ekelhafteste Blöße zeigte. Aus vollem Halse schrie sie, was sie konnte, um Hülfe.

Die Priorin kam herbeigeeilt; sie muthmaßte nicht was vorgegangen war, sondern schrieb das Daliegen des Prälaten vielmehr einer sich zugezogenen Schwächung zu. Sie bat Kätchen den Prälaten aufs Sofa bringen zu helfen. Aber Kätchen rührte keine Hand an, sondern erzählte ihr die Greuelthaten, zu welchen sie der alte Bösewicht hatte verleiten wollen. Die Priorin hieß sie ruhig seyn: denn unfehlbar hätten Seine Hochwürden sie nur auf die Pro-

be stellen wollen, ob sie auch wirklich der Tugend und ihrem geistlichen Bräutigam treu sey. Allein Kätchen ließ sich damit nicht beruhigen, sondern in ihre Haare stürmend verließ sie den Wohnplatz des Lasters und eilte in die Zelle ihrer Freundin Julie, und erzählte ihr alles was vorgegangen war. Diese lobte ihren Muth und suchte sie durch ihre herzliche Theilnahme, so viel wie möglich, zu beruhigen.

Kätchen getraute sich diese Nacht nicht allein in ihrer Zelle zu bleiben, denn der Prälat war noch im Kloster; sie fürchtete, er möchte einen Nachschlüssel bekommen, und sie im Schlummer überfallen. Sie blieb also, ob es schon wider das Klostergebot war, bei Julien, und beide wachten mit einander bis an den Morgen, wo Kätchen in ihre Zelle schlich. Sie saß da in Thränen, hatte vor sich ein Messer liegen, und sich vest vorgenommen, im Fall der Prälat einen Versuch machen sollte, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben.

Ihre Zellenthür öffnete sich, aber der Prälat trat nicht ein, sondern nur die Priorin. Aeußerst gefällig wünschte ihr diese einen guten Morgen; und dann bat sie sie, ihr auf ihr Zimmer zu folgen, und den Herrn Prälaten, wegen der ihm zugefügten Beleidigung, um Verzeihung zu bitten. Seine Hochwürden wollten alles vergessen, und wären geneigt völlig zu vergeben. „Ich um Verzeihung bitten? rief Kätchen, einen Bösewicht! ich mag den alten Heuchler nicht wieder sehen, und auch seine Vergebung nicht haben. Er mag Gott bitten, daß ihm dieser seine mancherlei Greuelthaten an jenem Tage nicht nachrechnet!" — „Gemach, meine Gute, versetzte die Priorin. Der Herr Prälat haben es ja nicht so gemeint, sondern nur prüfen wollen. (schmeichelhaft) Er will in der That nicht eher das Kloster verlassen, bis er sich mit Ihnen ausgesöhnt hat." „So mag er sich hier einmauern lassen, was ihm zukommt. Ich aber werde dieses Kloster bald verlassen, wo keine Unschuld sicher ist!" antwortete Kätchen.

Priorin.

Priorin. Das können Sie, wenn es Ihr Vater will; denn noch sind Sie nicht förmlich aufgenommen. Aber was ereifern Sie sich denn unnöthiger Weise gegen den Herrn Prälaten, der Ihnen doch so wohl will. —

Kätchen. So wohl will, um mich zu vergiften, wie jenes unschuldige Mädchen, die ohnlängst, durch seine edlen Gesinnungen gegen sie, zu frühzeitig, in ihrer schönsten Blühte, dem Grabe zuwelkte. O Gott, wie viel mögen ihr schon vorangegangen seyn, und wie manche vielleicht noch nachfolgen!

Priorin. Vergessen Sie sich nicht, Schwester, und bedenken was Sie reden.

Kätchen. Ich weiß was ich rede, und kann meine Reden durch Zeugen beweisen. Ich weiß vielleicht mehr als Ihnen, würdige Frau Priorin! und dem Prälaten lieb ist.

Priorin. Werden Sie nicht beleidigend: Sie wissen, wer ich bin, und ken-

nen den Stand und die Würde des Prälaten.

Kätchen. Was Stand, was Würde! der Bösewicht ist Bösewicht: er stecke in der Mönchskutte, oder im Husarenpelze! Erlauben Sie, daß ich meinem Vater um meine Abhohlung schreiben darf; in dieser verpesteten Luft kann ich nicht mehr athmen.

Mit schäumender Wuth sagte die Priorin: ich werde selber schreiben, und Ihrem Vater Ihre Aufführung bekannt machen. Ich habe hinter den Flor geblickt, der Ihre Heuchelei umwölkte: Sie waren der verführende Theil; Sie suchten, durch ihre feilen Liebkosungen den Herrn Prälaten zu entzünden, seine gefällige Herablassung zu mißbrauchen, und seine menschliche Schwäche zu Stillung Ihrer Begierden und Erreichung ihrer unedlen Absichten zu benutzen! Warum brachten Sie ihm denn, in meiner Abwesenheit, immer ein volles Glas nach dem andern? Warum war Ihr Blick so schüchtern, wenn ich unvermuthet wieder ins Zimmer trat?

Kätchen. Spricht meine Priorin so; so, da muß sie wahrlich selbst das Werkzeug zu dieser Schandthat gewesen seyn!

Priorin. (Mit steigender Wuth) Schweig Verworfene! Du verdienest mehr Strafe als aus diesen heiligen Mauern bloß ausgestoßen zu werden. — Von nun an bist Du Arrestantin auf Deiner Zelle; niemand darf zu Dir, und keine Nonne mit Dir ein Wort theilen! damit die bessern Schwestern durch Dein Beispiel nicht auch angesteckt werden.

Kätchen wollte reden, allein die Priorin ließ sie nicht zum Wort kommen. Sie schmiß die Zelle zu, und ließ die Thüre derselben von außen vest verschließen. Sie that dies, damit Kätchen keine Gelegenheit hätte, die Geschichte unter den Schwestern bekannt zu machen. Diese wunderten sich zwar wegen dieses schnellen Verhafts; allein da eben keine derselben, außer Julie, Kätchen gut war, indem diese sich mit keiner abgegeben hatte, so fragte man auch nicht weiter darnach.

Itzt gieng die Priorin auf ihr Zimmer, um den Vorfall mit dem Prälaten in nähere Ueberlegung zu nehmen. Allein dieser in seiner Hoffnung ganz leer ausgegangen und obendrein mit Schande bedroht, konnte sich zu nichts fassen. Er rieb die Stirne in einem weg, — wie die Leute gewöhnlich zu thun pflegen, wenn sie ernstlich etwas nachspüren wollen — allein er konnte keinen Gedanken fassen, den er gehörig in Worten hätte vortragen können. Er überließ also, seiner Würde gewiß, die Einleitung der ganzen Sache der Priorin und ihrer Klugheit; nur erinnerte er dabei: daß sie nicht übereilt, sondern behutsam zu Werke gehen mögte, damit nicht etwan sein Ansehn und ihr Stand dabei leiden könnten. Die Wendung gefiel ihm zwar, daß sie die Schuld auf Kätchen wälzen und sie zur Verführerin machen wollte; allein dabei fiel ihm auch ein, wenn nun ihr Vater sie wirklich abholte, sie immer an Kätchen ein vielleicht für die Zukunft ergiebiges Schäfchen verlieren würde: „Denn die Zukunft, setzte

er

er hinzu, hat oft leicht Dinge zu Stande gebracht, was der Gegenwart und dem Anfang unmöglich schien! Ich dächte also, meine Liebe, setzte er hinzu: Sie behandelten sie nach und nach wieder glimpflich, und wenn sie nicht nachgeben wollte — versteht sich, indem Sie immer meine Person mit einzuflechten suchten – so drohten Sie ihr mit Einmauerung, oder wenigstens mit öffentlicher Geißelung und Verbannung. Ich bin überzeugt, daß durch Drohungen der Art, und aus Schaam und Furcht der Strafe, aus dem wildesten Böcklein oft das geduldigste Lämmlein geworden und gewöhnlich allen Wünschen selbst zuvorgekommen ist."

Nachdem der Prälat fort war, verfügte sie sich in Kätchens Zelle, stellte sich äusserst gut, und leitete nach und nach das Gespräch nach des Prälaten Willen ein. Allein Kätchen hörte und antwortete nicht. Die Priorin bat und beschwor sie, die Folgen zu überdenken. Kätchen würdigte sie nicht einmal eines Anblicks. Die Priorin, überhaupt

haupt sehr zur Hitze geneigt, verließ sie endlich unter den schrecklichsten Drohungen.

Bei kaltem Blute hatte die Priorin wieder den Reden des Prälaten nachgedacht: freilich, dachte sie, kann noch alles gut werden und auf den ersten Hieb fällt ja niemals ein Baum. — Ihre Habsucht hatte sich allerdings in Kätchens Schönheit und blühender Jugend eine ergiebige Quelle kalkulirt. Sie machte also noch verschiedene Male Versuche, aber alle ohne Erfolg, weder durch Versprechungen noch Drohungen gelang es ihr. Kätchen wollte nicht hören, wollte nichts wissen. Aufgebracht schrieb also die Priorin die verläumderische Lügenzeitung, die unsre Leser wissen, an ihren Vater, nämlich daß Kätchen der verführerische Theil gewesen. Noch vieles hatte sie zu Kätchens Nachtheil hinzugesetzt, was ihr nachher ihre Bosheit eingegeben hatte.

Der Alte, so ein hartköpfiger Mann er auch war, so wenig Liebe er auch – wegen ihrer Widerspenstigkeit, wie ers nennte, daß

sie

sie von dem Bettler Philipp nicht ablassen wollen — gegen Kätchen hegte, so konnte er doch das Vatergefühl nicht ganz unterdrücken; er konnte und wollte dergleichen schändliche Aufführung von Kätchen unmöglich glauben; aber desto geneigter war Mariane, seine älteste Tochter, daran zu glauben, und wollte ihr noch mehr zutrauen, was vielleicht die heilige Frau Priorin nicht habe nennen wollen.

Was also zu thun; der Vater entschloß sich, seine Tochter aus dem Kloster zurückzunehmen, und machte der Priorin den Tag seiner Ankunft bekannt. Dies war nun Marianen wieder nicht recht: denn, dachte sie, kommt sie wieder nach Hause, so besinnt sie sich, läßt Philipp fahren, und nimmt den ersten den besten ihr vorgestellten Bräutigam zum Manne an, und so kämest du um die Hälfte deines gedachten Erbtheils. Nein, es ist besser, daß sie unter der Geißel stirbt, und hält sie solche aus, daß man sie einmaure. Ich will schon selber um ihre

hart

hart verdiente gerechte Züchtigung bitten; denn sie ist nichts besseres werth! — So konnte eine lasterhafte Schwester gegen eine engelreine Unschuld denken.

Die Priorin hatte bei Kätchen unter der Zeit wieder neue Versuche gemacht, war aber immer noch nicht weiter gekommen wie vorher, sondern mit nur noch mehr Bitterkeit zurückgewiesen worden.

Schon den Abend vor dem Tage, als Kätchens Vater im Kloster ankommen sollte, war der Prälat bereits daselbst eingetroffen, um wo möglich sie noch anderes Sinnes zu leiten. Die Priorin machte, auf sein Geheiß, noch einen Versuch bei Kätchen, aber vergeblich, weder auf Freundlichkeit noch Drohung. „Nun, so wisse, daß morgen Dein Vater kommt, und da in seiner Gegenwart so wie vor dem ganzen Kloster, Du zur gerechten Strafe Deiner Schandthaten, und zum warnenden Beispiel für andere alle die Strafen empfangen sollst, die ich Dir angedeutet habe. Und

doch

doch kannst Du noch Gnade hoffen, wenn Du — — besinne Dich – die Zeit ist kurz: noch bietet Dir die edle Denkart und Langmuth Seiner Hochwürden die Hände zur Vergebung; komm mit auf mein Zimmer; er ist eben angekommen; er wartet Deiner, und niemand soll von Deinem Vergehen etwas erfahren." — Kätchen wendete sich schnell um, und maß sie vom Fuß bis auf das Haupt mit dem verächtlichsten Blick: „Pfui der Gnade, welche man mir angedeihen lassen will. Also auf Kosten meiner Tugend soll niemand etwas erfahren von dem Verbrechen, das ich erst begehen soll! Lieber in die Marterkammer als in Dein Kupplerzimmer; dort bleibt mir doch meine Unschuld, die Du auf weichen Kissen, unter dem Geruch der Heiligkeit morden helfen willst. Geh' Kupplerin!" Kätchen hatte die Reden und noch mehrere so laut gesprochen, daß der ganze Schlafsaal darüber in Allarm kam. Alle Nonnen drängten sich herzu, öffneten die Augen weit und spitzten die Ohren. Viele hatten die letztern Reden

Kätchens deutlich vernommen, und zischelten einander in die Ohren. Vor Wuth und Schaam schäumte die Priorin: „Ihr habt gehört, meine guten Schwestern, sagte sie zu den sie umzingelten Nonnen; wie diese verworfene und nun aus unsrer Mitte ausgestoßne Kreatur, sich sowohl an meiner Person als an der Würde, die ich bekleide, versündiget hat. Schon dadurch hat sie die Ausstoßung und härteste Geißelung verdient, welche auch morgen an ihr, nach aller Strenge, vollzogen werden soll. Aber das ist's nicht alleine; sie hat noch größere Verbrechen begehen wollen – und nun erzählte sie, jedoch in einem etwas verblümten Stil, den ganzen Hergang mit dem Prälaten, aber eben so zu ihrem Nachtheil, wie sie es an ihren Vater geschrieben hatte.

Die Nonnen sprachen kein Wort, aber desto lauter erhob sich Kätchen: Schwestern, rief sie, glaubt Ihr kein Wort; die Geschichte hat gerade das Gegentheil zum Grunde; durch Schmeicheleien eingewiegt,

wollte man meine Tugend zum Laster verleiten, und durch Weinrausch meine Unschuld morden. Selbst der Gewalt müßte ich widerstehen, und meine Hände gegen die Begierden eines Gesalbten legen, eines Heiligen, dem es nicht unheilig schien, Unschuld und Tugend zu rauben, so wie er leider schon — hier nannte sie die von ihm angesteckte Nonne — gemordet hat.“ — Sie ist wahnsinnig! nicht richtig im Kopfe! rief die Priorin; einige Nonnen sprachen ihr solches nach, einige aber nicht. —

„Mehr als zu richtig!“ rief eine Nonne im Hintergrunde.

„Es war an jenem Abend, wo Ihr alle von dem Geburtstagsfeste der Priorin ausgeschlossen wurdet, nur ich allein sollte ihm beiwohnen, nur auf mich allein war es gemünzt; man wollte zugleich ein Opferfest meiner Unschuld feiern: ich sollte das Opferlamm (sie erkennt im Augenblick den Prälaten, der auch herbeigeeilt ist) und jener dort mein Opferpriester (auf den Prälaten mit

dem Finger zeigend) unter dem heiligen Gewande — mein Henker werden."

Die Priorin, indem sie auf sie zueilt: „Was sprichst Du in Deiner Raserei, Verworfene! Statt zu bereuen, häufst Du noch mehr Schuld durch Lästerung und Lügen auf Dich."

Kätchen. (sie verächtlich anblickend) Lange noch nicht so verworfen wie Du; ich würde es aber geworden seyn, wenn ich Dich zu meiner Kupplerin angenommen hätte, die Du so gern seyn mogtest.

Die Priorin fuhr furienartig auf sie zu, und schlug Kätchen mit geballter Faust ins Gesicht; sie würde sich noch mehr vergangen haben, wenn nicht der Prälat sie abgehalten und vermittelst anderer Nonnen abgeführt hätte. Kätchen wurde wieder eingesperrt, und dies widerfuhr auch noch dieselbe Nacht ihrer Freundin Julie, welche kurz vorher auf die Worte der Priorin: „Sie ist wahnsinnig! nicht richtig im Kopfe!" — Mehr als zu richtig! aus dem Hintergrun-

de

de gerufen hatte. Eine andere Nonne hatte sie bei der Priorin verrathen, und die Priorin, welche wußte, daß beide genaue Freundinnen waren, ließ, um etwanigen Schaden zu verhüten, Julien auch einsperren.

Kaum hatte die sonst für jedermann so wohlthätige - aber itzt für Kätchen zur Schmach aufgehende Sonne — den Klosterthurm vergoldet, so wurden auch schon Anstalten zur Exekution gemacht. Indessen langten Kätchens Vater und ihre Schwester Mariane noch zu rechter Zeit an, um Zeugen ihrer Schmach zu seyn. Denn warum Mariane sich nicht von der Mitreise abhalten ließ, werden unsre Leser sich selbst aus ihren vorher geäußerten Rücksichten erklären können, und in der Folge noch deutlicher erfahren. Vater und Tochter wurden sogleich zur Priorin gerufen, welche sie auf dem Betsaale in einem um sich geschlossenen Kreise von betenden Nonnen empfieng. Beide beteten mit. Nach dem Gebet wiederholte die Priorin nochmals Kätchens Anschul-

schuldigungen, und setzte noch die gestern Abend, vorgeblich, äußerst gröblichen Vergehungen hinzu. Der Vater bat mit zitternden Lippen um Gnade für Recht – aber Mariane fiel ihm ins Wort: daß dies, bei der Mutter Gottes! Gnade genug sey, daß sie noch mit dem Leben davon käme. – „Ihr scheint euch nicht gut vertragen zu haben?" fragte die Priorin. Bei ihrer Gemüthsart konnte es nicht seyn: sie war der Mutter Liebling; antwortete Mariane. – Beschäme nicht Deine Mutter in der Erde. – Unterdessen war auch der Prälat herbei getreten. Der Vater richtete seine Bitten an diesen. Der Prälat hörte ihn gefällig an, und meinte, wenn sie in sich gehen, ihre Halsstarrigkeit bereuen und sich künftig der Nachgiebigkeit und Gefälligkeit befleißigen würde, so könnte sie nicht allein von der Strafe dispensirt, sondern auch wieder ins Kloster aufgenommen und alles vorige vergessen werden, er selbst wolle bei der Priorin und der Schwesterschaft, in dieser Rücksicht ein gutes Wort für sie sprechen. – Das wird

sie thun, das wird sie thun! rief der Vater. Und das wird sie nicht thun! sagte Mariane.

Inzwischen wurde Kätchen herbeigeführt in eine grobe härne Kutte, auf bloßem Leib, gekleidet, barfuß und ihre schönen Haare auf dem Wirbel zusammengewunden, wie bei einem Verbrecher zu geschehen pflegt, der aufs Schafot geführt werden soll. Leichenblaß und mit niedergeschlagenen Augen trat sie in die Versammlung. Lange schwieg alles, bis endlich der Prälat das Wort nahm, sie näher treten hieß, und ihr seine Meinung bekannt machte, die unsre Leser so eben, zu ihrem Vater gesprochen, gehört haben. „Gnade, Ihro Hochwürden (zum Prälaten)! — „Gnade Hochwürdige Frau, (zur Priorin) für Recht!" rief der Alte und fiel beiden zu Füßen.

Priorin. Wir haben ihr solche ja schon zugesagt, wenn sie nur in sich kehren und die ihr vorgeschlagenen billigen Bedingungen eingehen will.

Itzt erst hatte Kätchen, an der Stimme, ihres Vaters Gegenwart vernommen. „Willkommen, Vater!" sagte sie mit auf ihn gerichtetem matten aber bedeutendem Blick: „seht, was aus Eurer Tochter geworden ist, was hätte können, und was könnte aus mächtigerm Zwang noch mehr aus ihr werden?" – „Du hast es aber auch darnach gemacht," fiel Mariane ein. „Auch Du bist hier, um Deine Augen an meiner Schmach zu weiden!" sagte Kätchen und verbarg das Gesicht unter ihren hohlen Händen. „Hilf mir bitten, meine Tochter, um Deine Erlösung!" rief der Alte. „Folge, thue Buße und erfülle die Pflichten Deiner Erhaltung, sie sind ja leicht!" –

Kätchen. Leicht? Nein Vater! ich weiß, was unter Gefälligkeit, unter Nachgiebigkeit gegen (mit Bedeutung) gewisse Personen zu verstehen ist. Nein Vater, dies sind keine leichten Pflichten; ihre Erfüllung dienen nicht zur Erhaltung, sondern zu meiner Zerstörung.

Der

Der Vater. Unmöglich, meine Tochter! Du entgehest der schmerzen- und schmachvollsten Strafe; Du bleibst in Deiner Ordnung, wie vorher; niemand erfährt eine Silbe davon – bedenke, welche Schande für mich und Deine Freundschaft in unserer Gegend? —

Kätchen (einfallend). Bedenkt Vater, was Ihr schon aus mir gemacht habt, und was Ihr noch aus mir machen wollt! Soll ich um den körperlichen Leiden zu entgehen, die Leiden meiner Seele vermehren? Soll ich um jetzige Schmach zu verhüten, die auf meine verführerischen Feinde zurück fällt, durch Hingebung meiner Unschuld, – für die Zukunft Euch schon hier tausendfache Schande, Verzweiflung und in jenem Leben unaufhörliche Qualen vorbereiten. Nein, Vater, das kann ich an Euch nicht thun, ob man gleich an mir noch mehr thun mögte. Nehmet mich mit, Vater, wenn ihr noch ein menschliches, wo auch nicht väterliches Gefühl habt. – Ich will Euch nicht im

Hause zur Last fallen; ich will mich in die niedrigste Hirtenhütte vermiethen; macht aus mir was Ihr wollt: ich will alles thun; nur entreißt mich diesen Mauern, wo statt daß in deren heiligen Schatten die Tugend und Unschuld Ruhe und Sicherheit finden soll, selbige den größten Sturmwinden ausgesetzt sind! Wo anstatt die Verführer der Unschuld zu verscheuchen, man geflissentlich welche herbei führt! Vater, ich beschwöre Euch, laßt mich nicht weiter reden, entzieht mich dieser Mördergrube, wo der Schutzpatron Laster und die Schutzgöttin Verführung heißt. – (Nach einer kurzen Pause und auf die Priorin zugehend:) Damit meine ich Dich, Kupplerin, und Dein Werkzeug in dem Manne (auf den Prälaten deutend) von so edeln Gesinnungen.

Welcher Starrsinn, welche Verwegenheit! sagte der Prälat. Fort mit Ihr! rief die Priorin. – Fort mit ihr! – rief der größere Theil der Nonnen nach.

Warum die meisten Nonnen der Priorin so nachruften, wissen wir uns nicht zu erklären, vielleicht wußten sie es sich selber nicht; viele waren zwar, wie schon gesagt, Kätchen nicht gut; aber doch sollte man meinen in dem Augenblicke solcher Gelegenheit träte Mitleiden ein, zumal in weiblichen Seelen. Geschieht doch dies bei Hinrichtung eines überwiesenen Räubers und Mörders. Aber vielleicht war auch mit unter weibliche Neugierde Schuld, um einmal einem solchen Spektakel beizuwohnen, der seit einiger Zeit in diesem Kloster nicht vorgegangen war.

Man war in der Marterkammer angekommen, einem düstren weitläuftigen Saal, welcher aber durch brennende Wachskerzen, deren jede Nonne eine in der Hand hatte, auf das hellste erleuchtet wurde. Schauerlich war der Anblick auf die mancherlei Quaalinstrumente, die sich da herum befanden. Die Nonnen schlossen einen Kreis, worin sich der Prälat und die Priorin auf

hohe

hohe Armstühle setzten, die mit einem Thronhimmel überhängt waren. Ihnen zur Seite standen Kätchens Vater und ihre Schwester Mariane. Kätchen selber wurde in die Mitte an eine Säule geführt. Zwei der stärksten Nonnen, waren zu Henkern für sie ausgesucht.

Der Vater wagte es noch einmal für sie um Gnade zu bitten und seine Tochter zu Annehmung jener Bedingungen zu bereden. „Zwingt mich nicht, Vater! zur höchsten Verzweiflung. Gnade, unter solchen Bedingungen, würde mich zwingen mein Selbstrichter zu werden: mit kaltem Blute würde ich mir die Stirn an den kalten Klostermauern zerstoßen; im letzten Hauche Euch und allen fluchen? Zwingt mich nicht durch dergleichen Einwilligung und Nachgiebigkeit Selbstmörderin an Eurer und meiner künftigen Glückseligkeit zu werden!“

„Entsetzlich!“ rief die ganze Versammlung. Die Priorin gab ein Zeichen. Im Augenblick löseten vorbenannte zwei Nonnen

den

den Strick, welcher das hårne Gewand zusammen hielt, rissen selbiges herab, und Kätchen stand nackt, wie von Gott erschaffen, da. Aus Schamhaftigkeit sank das unschuldige Mädchen zu Boden; die beiden Nonnen rissen sie empor. In der Angst suchte Kätchen denjenigen Theil mit ihren Händen zu bedecken, welchen die Bescheidenheit selbst bei den wildesten Völkern nicht entblößt wissen will. Allein die beiden Furien von geistlichen Schwestern rissen ihr die Hände weg, und fesselten sie mit Stricken an die Säule, so wie auch ihre Füße; im Moment schwangen sie die mit Drath durchflochtenen fischbeinernen Ruthen; auf den ersten Hieb floß das Blut über die Schultern. Kätchen litt standhaft, aber bei einem dritten Hiebe, der ihr in die dünne Seite kam, rief sie: „Jesus, Marie! Erbarmen!“ Ihr Vater wollte vergehen; er stürzte vor der Priorin nieder, und bat, mit Versprechung einer namhaften Summe, um Gnade. „Es sey, sprach „die Priorin, wenn sie die Kirche, Uns und „die Schwesterschaft, gewöhnlichen Brauchs,

„um

„um Vergebung bittet.“ Der Vater näherte sich der Tochter und redete ihr zu. Kätchen nickte, denn sprechen konnte sie nicht mehr. Das arme Kind, ganz besinnungslos, ließ nun mit sich machen, was man wollte. Langsam befahl der Prälat, daß Kätchen los gebunden würde, um seine wollüstigen Augen desto länger auf ihren verborgen gewesenen Schönheiten ruhen zu lassen.

Der Kirchengebrauch bei dergleichen Gelegenheit ist, daß die Büßende nackend, mit zwei Wachskerzen in der Hand, zuerst an der Martersäule niederfällt, und mit gen Himmel gerichteten Augen, um Erbarmen und Gnade fleht; dann muß sie solches vor ihren Obern, und zuletzt vor der ganzen Gesellschaft thun.

Als Kätchen losgebunden war, kehrte ihre Besinnungskraft zurück. Aus Schamhaftigkeit hauchte sie sich wieder zusammen, und statt die Kerzen zu nehmen verbarg sie mit ihren Händen, was sie damit verbergen konnte.

„Reißt sie empor!" rief die Priorin.

Schon wollten die Henker von Nonnen Hand an sie legen, als vier andere Nonnen aus dem Kreise traten und sagten: „nicht so, gestrenge Frau!" sie näherten sich Kätchen, und umhüllten mit ihren Schleyern an Kätchen diejenigen Theile, welche dieselbe gern bedeckt haben wollte. Liebreich hoben sie das arme Kind auf, sprachen Ihr zu, knieten mit ihr an der Säule nieder: Kätchen richtete die Augen gen Himmel, aber sprechen konnte sie nicht; dafür aber sprach eine von den vier Nonnen. Dann nahmen zwei sie unter die Arme, und zwei trugen die Kerzen vor, knieten mit ihr zuerst vor der Priorin und dann vor dem Prälaten nieder; aber vor beiden konnte sie nicht sprechen. Auch hier verrichtete dieselbe Nonne, die es an der Martersäule that, statt ihrer, die gewöhnliche Formel.

„Das ist nicht Ritus!" rief die Priorin.

„Ritus oder nicht!" entgegneten die vier Nonnen. „Die Schwester ist schwach

und

und wir haben statt ihrer das Zeremoniel verrichtet."

„Ungültig!" rief die Priorin. „Bindet sie wieder an die Säule!"

Drei andere Nonnen traten aus dem Kreise, löschten ihre Kerzen aus, näherten sich Kätchen, und sagten: „Du hast alles gethan, der Abbitte gegen uns bist Du entlassen."

„Was ist das?" fragte die Priorin. „Zur Ordnung!"

Noch zwei andere Nonnen löschten auch ihre Kerzen aus. Der Prälat, dem bei der Geschichte nicht eben wohl zu Muthe seyn mochte, zischelte der Priorin bedenklich in die Ohren, und stieg vom Stuhle. Die Priorin that stillschweigend daßelbe. Eine Nonne warf Kätchen, nachdem sie ihre blutige Schulter mit einem feinen Tuche bedeckt, das härne Gewand um. Kätchen fiel ihr um den Hals, und mit Thränen des Danks gab sie ihr den Abschieds-

schiedskuß, und dies that sie von Nonne zu Nonne, selbst ihre beiden Zuchtmeisterinnen vergaß sie nicht. Mit Erbitterung sah dies die Priorin, aber sie wagte es nicht etwas darwider zu unternehmen. Sie sagte bloß zum Vater: „die Ausgestoßne ist nun Euer, entlediget aber davon das Kloster in wenig Minuten."

Die meisten von den Nonnen begleiteten Kätchen in ihre Zelle. Hier vertauschte sie die härne Kutte mit ihren gewöhnlichen Kleidern. Die Nonnen halfen ihre Sachen zusammenpacken, und ein paar Klosterknechte trugen dieselben vor die Pforte, wo ihres Vaters Wagen hielt. Als Kätchen zum letzten Male von den Nonnen Abschied nehmen wollte, vermißte sie Julien. Man sagte ihr, daß sie eingeschlossen sey. „Führt mich, bat Sie schluchzend, an ihre Zelle." Man führte sie hin; die vier ersten Nonnen aber verfügten sich zur Priorin, kamen bald mit dem Schließer zurück, und öffneten Juliens Zelle. Vor zu vielen Empfindungen

stumm,

stumm, drückten beide nur ihre Gefühle des Scheidens, durch wechselseitige Umarmungen aus. Von beiden Seiten flossen Thränen, und dieser Abschied würde noch lange gedauert haben, wenn Mariane nicht erinnert hätte, daß es Zeit sey sich fortzumachen. Unter dem letzten Freundschaftskusse versprach Kätchen, sie möge auch hinkommen, wohin sie wolle, bald möglichst zu schreiben. Es mußte geschieden seyn, und die meisten Nonnen begleiteten, mit Julien, Kätchen bis an die Pforte; wie manche darunter mochte wünschen ihr folgen zu dürfen!

Nicht weit von dem Kloster lag ein Gasthof, in welchem Vater Heinzmann mit seinen beiden Töchtern einkehrte.

Die Wirthin eine sehr gesprächige Frau, wie die meisten Wirthinnen sind, aber dabei von gutem Karakter, errieth sogleich, daß Kätchen die bestrafte Nonne sey, denn sie hatte auch schon von der Geschichte gehört, weil sie alle Morgen die Milch ins Kloster

lie-

lieferte. „Um Gotteswillen, sagte sie, mögte ich kein Mädchen ins Kloster geben, ob ich gleich ihrer sieben habe; lasse ich sie gehen, und einen Mann nehmen, mit dem sie Brod haben."

Mariane. Aber wenn nun der Mann kein Brod hat?

Wirthin Mögen sie sich welches zusammen verdienen.

Mariane. Wenn nun aber keines von Beiden etwas hat, und nichts verdienen können?

Wirthin. So müssen sie: ich lasse meine Mädchen jung heirathen; auch einen Mann sollen sie nicht über die Jahre hinausnehmen. Drei von meinen Mädchen haben schon ihre Liebsten, und ich denke den vier übrigen soll es nicht fehlen. —

Im Augenblick wurde das Gespräch abgebrochen: eine Kutsche kam angerollt. Die Wirthin gieng hinaus, eine alte aber ehrwürdige Dame stieg aus dem Wagen; sie war sogleich in der Stube. Das erste, was

was ihr auffiel war Kätchen, als Nonne gekleidet.

Kätchen befand sich gar nicht wohl, sie hatte Fieberfrost, sie bat ein wenig auszuruhen zu dürfen: der Vater erlaubte es, man brachte sie, eine Treppe hoch, in ein anderes Zimmer und ins Bette. Vater und Schwester hatten sie begleitet.

Die fremde Dame machte sich sogleich an Vater Heinzmann, als er wieder in die Gaststube zurückgekommen war. Vermuthlich hatte ihr die Wirthin etwas von Kätchens Geschichte erzählt, denn sonst hätte sie unmöglich Herrn Heinzmann ein anderes Kloster für seine Tochter vorschlagen und ihn ermahnen können, ja mit dem Mädchen nicht zu strenge zu verfahren, und sie als wirkliche Nonne rezipiren zu lassen; „denn, sagte sie untern andern, ich sollte auch für den Nonnenstand Zeitlebens bestimmt werden, aber mit den Jahren änderten sich meine Gesinnungen; und Dank sey es meiner Mutter! sie errieth was in meinem Herzen

vor-

vorgieng; sie nahm mich wieder aus dem Kloster, und verheirathete mich an einen Mann, den ich mir selbst wählen konnte, den ich lieben lernte, weil er mich liebte, und mit dem ich noch glücklich lebte, wenn er nicht vor zwei Jahren gestorben wäre.“ —

Marianen gefiel der Vordersatz der Dame sehr wohl, daß sie nämlich für Kätchen ein anderes Kloster vorschlug; allein der Nachsatz, daß Kätchen sich vielleicht auch einen Mann nach ihrem Herzen wählen, und vielleicht der Vater endlich nachgeben könnte, gefiel ihr gar nicht.

Mariane war äußerst bange, der Vater möchte auf den Gedanken kommen, Kätchen mit nach Hause zu nehmen, und endlich gar Philippen aufsuchen zu lassen, denn, gerührt, schien er schon dazu geneigt zu seyn: Thränen stürzten ihm aus den Augen, als Kätchen (ganz das Ebenbild ihrer Mutter) itzt, in etwas wieder erholet, zur Stubenthür hereintrat. Nie war Mariane gegen sie so freundlich gewesen wie itzt: „weißt

Du

Du wohl, liebe Schwester, sagte sie und lief ihr entgegen, daß wir nun ein ganz anderes Kloster für Dich wissen, wo Du es so gut hast, als Du es sonst nirgends haben kannst; Madame (auf die Fremde zeigend) ist auch darin gewesen. Ich selber gieng hinein, wenn des Vaters Wirthschaft nicht darunter litte und ich nicht schon versprochen wäre." –

Bei den letzten Worten seufzte Kätchen tief, und sagte, mit Thränen in den Augen: „meinetwegen macht mit mir, was Ihr wollet; mir blühet nun doch keine Freude mehr auf der Welt, alle Hoffnung ist für mich verloren!" — „Nein, meine Beste, entgegnete die fremde Dame, in jenem Kloster werden sie erst wahre Freuden kennen lernen: Eintracht, Sittlichkeit und Tugend umarmen sich da als Schwestern. Auch jede Hoffnung bleibt Ihnen, so lange Sie sich nicht wirklich einkleiden lassen, und das thut man nicht gern eher, als bis man selbst keine Hoffnung mehr haben will." Nun erzählte sie von sich selbst, daß sie auch in

diesem

diesem Kloster gewesen, und endlich - was unsre Leser schon wissen - den Liebling ihres Herzens gefunden habe. Sie schilderte das dortige Klosterleben mit so schönen Farben, daß Kätchen sie endlich selbst bat, ihr den Namen und die Gegend des Klosters zu sagen, und ihren Vater ersuchte sie, mit ihr je eher je lieber dahin abzureisen. Die Dame nannte das Kloster, erbot sich ein kleines Empfehlungsschreiben an die Aebtißin, ihre gute Freundin, mit zu geben, und der Vater - auf sehr triftiges Zureden Marianens - willigte ein.

Dieses Kloster lag außer den Gränzen Bambergs, aber nicht weit davon, in einem schönen Thale, und dicht an einer beträchtlichen Gewerbsstadt. Nach dem Mittagsessen wurde Anstalt zur Abreise gemacht, die Dame gab ein Empfehlungsschreiben an die Aebtißin mit; der Abschied war kurz, aber herzlich. Auf der Reise fiel nichts weiter vor, und am dritten Morgen kam man glücklich in dem bestimmten Kloster an.

Man schellte: die Pförtnerin that die Pforte auf, Vater Heinzmann übergab das Empfehlungsschreiben von der fremden Dame. Die Pförtnerin trug es an die Behörde; sogleich wurden Vater Heinzmann und Kätchen vor die Aebtißin gerufen; aber Mariane mußte zurück bleiben, worüber sie sich ärgerte, und sich, weil sie keinen andern Rath wußte, bei der Pförtnerin beschwerte. Die Pförtnerin antwortete nicht und konnte auch nichts drauf antworten. Nicht lange: so wurde die Pförtnerin gerufen, mit dem Befehl, Marianen mit zu bringen. „Sie sind, sagte die Aebtißin, unsrer Schwester Kätchens Schwester, wie ich höre, und werden, wie Ihr Vater, von ihr Abschied nehmen; denn nun ist sie meine Tochter und Schwester zugleich.“

Mariane wollte eine lange Predigt anfangen, allein die Aebtißin, die schon durch das Empfehlungsschreiben in etwas unterrichtet seyn mochte, unterbrach sie mit den Worten: ich empfehle mich; leben Sie so

glücklich,

glücklich, wie ich hoffe, daß es Kätchen soll. — Nun fiel Kätchen Vater und Schwester um den Hals, und der Abschied war geschlossen. Kätchen folgte der Aebtißin, und Vater Heinzmann und Mariane kehrten nach ihrem Fuhrwerk zurück.

Die Aebtißin fragte nicht darnach, warum sie das vorige Kloster verlassen habe, aber darnach fragte sie Kätchen, ob sie gern und freiwillig das Kloster gewählt habe? Kätchen weinte. „Also doch nicht gern und freiwillig haben Sie den Schleier gewählt?" fragte die Aebtißin weiter? „Leider Gottes! (hier unterdrückte die Aebtißin einen Seufzer) mag dies wohl bei den meisten Nonnen der Fall seyn." Kätchen schluchzte, ergriff der Aebtißin Hand und badete selbige in Thränen. „Ich fühle, fuhr die Aebtißin fort, daß Ihr Herz Sie sehr preßt, schütten Sie solches vor mir aus, wie vor Ihrer Mutter, und ich werde Sie zu trösten suchen als eine wahre Freundin."

Schon bei dem ersten Anblick hatte Kätchen bemerkt, daß sie in dieser Aebtißin eine andere Freundin finden würde, als sie in jener Priorin verlassen hatte. Die Aebtißin war eine Sechszigerin, aber ihre Mienen zeigten noch die Spuren von ihrer ehemaligen Schönheit, und ihr edler Anstand und trauliches Benehmen erweckten beim ersten Blick ein sicheres Zutrauen zu ihr. Sie war freundlich aber auch ernst; allein aus ihrer Freundlichkeit leuchtete nicht die Schalkheit jener Priorin hervor, sondern wahre Herzensgüte, und in ihrem Ernst verbarg sich nicht jener Bosheit, sondern Würde und Achtung. Kätchen hatte daher sogleich ein unbegränztes Zutrauen zu ihr gefaßt: „Wohl, ehrwürdige Mutter, sagte sie, haben Sie es errathen, daß ich nicht gern das Kloster wählte, aber freiwillig that ichs doch, weil ich sonst gezwungen war, einem Andern ein Herz zu schenken, das nicht mehr mein war."

Nun erzählte sie die ganze Geschichte mit Philipp von Anfang bis zu Ende, die

unsre Leser schon wissen. Die Aebtissin hatte sie nicht Einmal unterbrochen, aber desto mehrere Male während der Erzählung geseufzt, und durch Blicke und Mienen deutlich zu verstehen gegeben, daß ihr und Kätchens Schicksal viel Aehnlichkeit habe.

„Leider eine traurige Erfahrung,“ sagte die Aebtissin nach einer kleinen Pause, „wie das Nichts von Reichthum so viele Eltern irre führen und so viele Kinder unglücklich machen kann! — Ach, Schwester! (hiermit fiel sie Kätchen um den Hals) Dein Schicksal und das meinige sind einander sehr gleich. Aber glücklicher bist Du, wie ich.“ — (Nach einer langen Pause, und unter Thränen sprach sie.) „Ach! — ich war auch — reich: liebte einen Jüngling — arm, wie Dein Philipp, eben so brav; aber mein Vater und meine Mutter wollten nicht, daß ich ihn lieben sollte — und ich — liebte ihn doch herzlich. — Warum sollte ich ihn nicht lieben? — weil er arm war mein Joseph, wie Dein Philipp, und ich reich,

wie

wie Du Schwester Kätchen? Aber nicht Schwestern verfolgten mich, wie bei Dir; mir wards härter: Vater, Mutter und mein einziger Bruder verfolgten mich. – Der Bruder war der Mutter Liebling: er sollte mit Fortführung des Stammes zugleich das ganze Vermögen erhalten. Es war ja schon Wohlthat genug für mich, daß man mich für mein Pflichttheil ins Kloster kaufte; — wohin ich gar keinen Sinn hatte. Auch nahm ich Anfangs den Schleier durchaus nicht an. Ich blieb drei Jahre Novize. Mein Joseph wußte alle Wochen, wenigstens, ein Briefchen mir zu zustellen, auch ich antwortete ihm: endlich fielen wir auf den verzweifelten Gedanken einer Entführung. Zwei Nonnen, welche meine Vertraute waren wußten davon. Die Zeit, da die Entführung vor sich gehen sollte, war eine Nacht vom Sonnabend bis zum Sonntag. Alles war vorbereitet; ich hatte meine Kleider schon zusammengepackt. Um Mitternacht warf ich die mir von Joseph zugeschickte Strickleiter aus dem Fenster; ich

hatte

hatte sie aufs beste bevestiget. Joseph erschien zur bestimmten Minute; schon war er beinahe die Leiter herauf, schon wollte ich ihm die Hand zum Empfang reichen, und — o weh! itzt riß die Strickleiter, und mein unglücklicher Joseph stürzte etliche dreissig Klaftern tief hinab, und wurde im Augenblick von seinen Leuten, ohne einen weitern Laut von sich zu geben, als todt weggetragen. Auch mich hatten meine beiden Freundinnen für todt in meine Zelle gebracht. Das Stückchen von der Strickleiter, welches noch am Fenster bevestiget gewesen, hatten sie auch abgemacht. Ich bewahre solches noch als eine Reliquie — als ein Heiligthum der Liebe." — Itzt gieng sie in ein Zimmer, und hohlte aus einem Schranke ein ebenhölzernes mit Gold beschlagenes Kästchen heraus. Hierin lag das Ende Strickleiter. Die Aebtißin küßte es wie ihren Rosenkranz. Dann fuhr sie fort: „Sieh', Schwester, dies ist das einzige Andenken von meiner Liebe — — denn mein Joseph war wirklich todt. Ich

erfuhr

erfuhr es an dem Tage seines Begräbnisses. Ungeachtet keine Seele im Kloster von diesem Vorfalle etwas gewittert hatte, indem seine Leute sogleich den Leichnam weggebracht hatten, so hätte ich doch selbst den ganzen Vorgang, durch mein Wimmern, verrathen können, wenn nicht die beiden Nonnen, die von allem wußten, der Ursache meines Jammers bei der Aebtißin und den übrigen Schwestern einen ganz andern Anstrich zu geben gewußt hätten. Die Zeit, sagt man, überwindet alles; allein vergessen werde ich meinen Joseph nie; er war meine erste und meine letzte Liebe! — und daher als ich ganz gewiß von seinem Tode überzeugt war, legte ich das Noviziat ab, und ließ mich förmlich einkleiden. Dies aber, Schwester, thue Du nicht: Du hast noch Hoffnung; denn Dein Philipp lebt noch — aber Joseph modert. — — Auch bewahre dies Geheimnis bei Dir, damit es nicht in meinen alten Tagen mir noch nachtheilig werde. Niemand außer Dir weiß etwas davon, denn die beiden Nonnen sind

todt; ich binde es auf Deine Seele, und verspreche Dir, auch Dich, so viel ich kann, zu trösten. O es ist ein Labsal in des Freundes Busen seine Leiden schmelzen zu können! Du wirst es mir wiedersagen, wenn Du länger hier bist."

Einige Nonnen kamen, wodurch unsre Freundinnen gestört wurden. Kätchen richtete sich in ihrer Zelle ein, und es fieng ihr wirklich an in diesem Kloster zu gefallen; denn alles war gut, alles war verträglich, alles schwesterlich zuvorkommend. Hier ward sie Freundin bald von allen Nonnen, denn alle Nonnen bestrebten sich so gut zu werden, wie ihre Aebtißin. Welch ein Unterschied zwischen diesem und jenem Kloster? Dort trohnte das Laster, und hier umkettete Tugend und Sittsamkeit alle Schwesterseelen wie das Rosenband unschuldiger Liebe.

Die meisten Nonnen wohnten paarweise in diesem Kloster beisammen; auch Kätchen wurde eine Gesellschafterin angetragen, die sie sich aber verbat. Sie wollte

alleine

alleine wohnen, zog auch vor aller andern Gesellschaft die der Aebtißin vor.

Wir lassen nun Kätchen durch die Aebtißin trösten, und kehren zu unserm wandernden Philipp zurück. Rastlos hatte Philipp seine Reise fortgesetzt, sich kaum umgesehen, aus Angst, man möchte ihm nachsetzen.

Als zum eilften Mal, seit seiner Flucht aus Strasburg, die Sonne untergehen wollte, sah er von weitem die Kirchthurmspitze seines kleinen väterlichen Dorfes. Voll der freudigsten Entwürfe schritt er immer vorwärts; sah, im Geiste, schon sein Kätchen ihm entgegen hüpfen, wähnte, wie ein Träumender, daß sie schon ein Paar wären. Er musterte wohl zehnmal noch, ehe er ans Dorf kam, seine Schätze, und dünkte sich bei jedem Male reicher; zwar machte ihm die gränzenlose Habsucht seines vermeinten Schwiegervaters zuweilen plötzlich bange und — arm. „Aber nein, nein! — rief er: – ihr ist es gewiß genug! Sie ist mit wenigem zufrieden. Ihr Bitten, mein an-

hal-

haltendes Werben wird auch beim Vater durchdringen. Ein Bettler bin ich wenigstens nicht mehr. Mich ehrlich und redlich zu nähren, für Weib und Kind Brod und Nothdurft zu erwerben, wird sich schon eine Gelegenheit darbieten."

So ungefähr dachte Philipp; bildete nebenbei sich auch nicht wenig darauf ein, daß er französisch sprechen konnte, und triumphirte schon im Geist über die Verwundrung Vater Heinzmanns, wenn selbiger ihn in dieser Sprache mit einem reisenden Kavalier würde sprechen hören; denn daß Kätchen nun seine Frau werden müsse, und Vater Heinzmann ihn zum Schwiegersohn und zum Kompagnon in der Wirthschaft annehmen werde – sollte es Anfangs auch nur, wie in der Stadt — denn so wollte er's einrichten – als erster Marqueur seyn; – daran zweifelte er gar nicht mehr.

Unter diesen süßen Gedanken hatte er endlich sein väterliches Dorf erreicht. Eben brummte die Thurmglocke zehn Uhr, als er

an

an der verriegelten Thüre seiner Geburtshütte anklopfte. Er mußte einigemal anklopfen; der alte Bewohner derselben war schon im Schlaf; endlich aber ward er wach, und öffnete die Thüre.

Mit dem Ausruf: „Mein Vater, mein Vater, da bin ich!" stürzte Philipp hinein; fiel dem für Freude taumelnden Greise um den Hals; küßte, drückte ihn; und ward wieder geküßt, mit Segenswunsch und Freudenthränen empfangen.

Jetzt ward er ins Zimmer hineingeführt; jetzt wurde Licht gemacht; jetzt fühlte der Vater neüe unaussprechliche Wonne, als er seinen lieben Philipp so gesund aussehend, und so gut gekleidet erblickte. Um ein Ansehnliches war er seit der Zeit seiner Abwesenheit stärker, männlicher geworden. Hundert Mal wohl schwur der Vater: „Nein, ich hätte Dich nicht wieder erkannt, wär'st Du am hellen Tage, auf freiem Felde mir begegnet!"

Nach der redlichsten, wie wohl kurzgefaßten Geschichtserzählung von allen seinen bisherigen Schicksalen, seiner Gefangenschaft und seiner Entkommung — nur seine Liebschaften ließ er weg — zog Philipp auch seinen gesammelten Schatz hervor, schüttete ihn auf den Tisch, und entdeckte zugleich den Plan seines künftigen Lebens.

Eben wollte sich der ehrliche Alte, der nie so reich gewesen, ja vielleicht nie so viel baares Geld beisammen, geschweige auf seinem eignen Tische erblickt hatte, der schönen Goldkarolins und der blanken Laubthaler erfreuen; als ihn Kätchens Name und die vorhabende Freiwerberei in tiefes Erstaunen und — Trauern versetzte. Jetzt sah er in welchem süßen, doch bald desto schmerzlichern Traume sein Sohn sich befände. Jetzt bebte er heimlich vor dem Augenblick, wo er erwachen sollte. Schon wollte er ihm alles, wenigstens heute noch, verschweigen. Aber dann, dacht' er wieder, erfahren muß er es doch! Wenn dir von

morgen ein Anderer damit zuvorkäme? Wenn ein Anderer der Zeuge seines ersten Jammers würde! Wär' es dann nicht noch ärger? Käm' es nicht noch mehr unter die Leute? — Und so erzählte er ihm alles. Kätchens Weigern! Kätchens Leiden! Kätchens klösterliches Gelübde!

Wer vermag die unaussprechliche Bestürzung zu schildern, mit welcher der arme Jüngling diesen gänzlichen Umsturz seiner gehoften Freuden, seines schon nahe geglaubten Glücks vernahm.

So sitzt die stille Raserei, mit unverwandten Augen auf einen Punkt gerichtet! So sitzt ein Marmorbild starr und bleich, doch mit täuschender Kunst nach dem Leben gebildet! Er hörte nicht, er sah nicht, er sprach nicht, — er fühlte nur im Innersten seiner Seele. Lange hatte schon sein Vater geendet. Aengstlich schüttelte er ihn jetzt beim Arme, und bat: „Um Gotteswillen, Philipp rede wenigstens!" Da rief er endlich mit dem schreienden Ton eines sinnlosen

Schmerzens: „Nein, Sie hat mir nicht abgeschworen! Mir nicht! der Welt wohl, aber mir nicht! Ich habe das erste Recht, ihren ersten Schwur! Alle übrige Schwüre sind nur ein Meineid." –

Eine fürchterliche lange Pause ergab sich wieder zwischen ihnen beiden. Umsonst nahm endlich der Vater das Wort, umsonst erschöpfte er alle Trostgründe, die Erfahrung, Religion, und mehr noch sein eigenes Herz ihm eingaben. Es war nicht möglich, daß sie jetzt auf den Jüngling hätten wirken sollen. Er hatte gar zu viel, – er hatte alles verloren. Seine eisenveste Treue, in Strasburg, gegen sie; seine herrlichen Aussichten; seinen ganzen Wunsch! – Er ward zwar zuletzt der Thräne fähig; aber auch ihr Erguß linderte seine Schmerzen nicht.

Man muß wenigstens ein ähnliches Schicksal gehabt haben, um auch nur den zehnten Theil von dem sich denken zu können, was er wirklich litt.

So verfloß ein großer Theil der Nacht; wenige Stunden waren noch bis zum Morgen rückständig. Der Vater suchte Philippen zum Schlaf zu bewegen. Er hatte keinen Hang, keinen nur möglichen Anlaß hierzu. Doch zum Niederlegen bequemte er sich endlich. Jetzt erst giengen die Bilder seines Grams etwas langsamer, doch eben so wirksam, bei seiner Seele vorüber; jetzt erst reihten sie sich, und empfiengen eben dadurch noch größere Eindringlichkeit. Er stellte sich vor, was sie gelitten haben müsse, bevor sie nachgab, und was – sie noch leide. Er dachte sich Kätchen in ihrer einsamen verschloßnen Zelle. Er glaubte ihr Wimmern, ihren sehnlichsten Wunsch nach Rettung zu hören; und — blitzschnell, indem er dieses dachte, fuhr ein Gedanke durch seine Seele, den Liebe und Verzweiflung schufen.

Ehe sein Vater noch aufstand, gieng er vor sein Bette, und beschwor ihn: wenn er jetzt von seinem Lager sich erheben, Thüre

und Fensterladen aufmachen würde, ja keinem seiner Nachbarn und Bekannten zu sagen, daß sein Sohn wieder da sey; wohl aber ihm zu erlauben, daß er noch vier- und zwanzig Stunden lang ungesehen hier bleibe.

Verwundernd fragte der Alte um den Grund dieser Bitte; und jetzt, jetzt zum ersten Mal in seinem ganzen Leben, sprach der Jüngling Unwahrheit gegen seinen Vater. —

„Er habe, sagte er, Gott und Kätchen versprochen, ihr treu zu bleiben, und es auch bisher redlich gehalten. Jetzt, da er wiedergekommen sey, da noch niemand ihn gesehen habe, wolle er zu ihr hingehen ins Kloster; wolle ihr sagen: daß er zwar seinem Worte bis ins Grab getreu verbleiben werde; sie aber auch ermahnen, ihr Gelübde standhaft zu erfüllen, damit sie einst, im Himmel, seine Braut werde, da sie es doch nicht auf der Erde habe werden können." —

So sprach er, und verbarg schlau genug, daß er von ganzer Seele auf eine Ent-

führung denke; daß er es sich selber theuer zugeschworen habe, von ihr nicht zu lassen, wiewohl elterliche Härte und ein kirchliches Gelübde dazwischen sich werfe; und daß er, durch seinen Umgang in Strasburg erfahrner gemacht, im letzten Fall auf eine Religionsänderung denke.

Der Greis willigte nun gern in seine Bitte. Er glaubte in diesen Scheingründen wahre Frömmigkeit, und in solcher auch den Grund künftiger Beruhigung zu finden.

Philipp gieng in sein ehemaliges Kämmerchen; aber die Ruhe seiner jugendlichen Jahre gieng nicht mehr mit. In Thränen und Kummer brachte er seinen Tag hin. Als der Abend anbrach, gab er seinem Vater sein ganzes Geld, bis auf etwa zwanzig Gulden, um es ihm aufzuheben; umarmte ihn, versprach in einigen Tagen wiederzukommen, und entfernte sich.

Der Alte hatte Philippen das Kloster, wo hinein Kätchen zuerst gekommen war, so gut beschrieben, als er Kundschaft davon be-

kommen hatte: aber er wußte nicht den Vorfall mit Kätchen, daß ihr Vater sie aus diesem Kloster genommen und wieder in ein anderes gebracht hatte. Wohl weislich hatte er diesen Umstand in seiner Gegend geheim gehalten, und selbst Mariane hatte davon — was doch ganz wider ihre Gewohnheit war — nicht mit einer Silbe gegen jemand Erwähnung gethan.

Philipp nahm seinen Weg nach dem beschriebenen Kloster zu. Liebe, Sehnsucht und Hoffnung beflügelten seine Schritte. Den andern Tag war er dort. Er kehrte zufälliger Weise in demselben Gasthofe ein, wo vorher Kätchen, als sie aus dem Kloster verstoßen worden, mit ihrem Vater und Marianen geherbergt hatte. Kaum, daß er einen Bissen Brod und einen Trunk genießen konnte, so machte er sich wieder auf und gieng vollends dem Kloster näher. Der Tag dämmerte schon, als er an die Pforte anklopfte: die Pförtnerin machte nicht auf, sondern wies ihn ab, mit dem Vorgeben,

daß es schon zu spät sey. Philipp gab vor, daß er äußerst hungrig, und über dies sehr abgemattet und krank sey. — Es ist hier ein Nonnenkloster, hieß es und keine Herberge für Handwerksbursche. Indeß gab sie ihm ein Leib Brod und einen Zehrpfennig.

Philipp sagte, daß er ein naher Anverwandter von einer in diesem Kloster befindlichen Nonne sey. Das kann alles nichts helfen, war die Antwort: die Zeit ist vorüber; die Nonnen sind schon im Betsaal; ich darf niemanden mehr einlassen, und wenn's der Bruder von der Priorin wäre; auch ist das Sprachzimmer schon geschlossen. Philipp bat auf die einnehmendste Weise, aber umsonst; inzwischen versprach doch die Pförtnerin ihn gleich morgen früh einzulassen, da er dann zugleich dem Gottesdienst beiwohnen, und nach demselben auch seine Verwandtin sprechen könne.

Philipp mußte sich damit trösten. Langsam und betrübt schlich er fort, und umgieng mit tausend Projekten beschäftigt die

hohen Klostermauern, gleich einem Feldherrn, wenn er eine Vestung rekognoszirt, wie selbiger am besten beizukommen seyn möchte.

Diese Nacht aß, trank und schlief Philipp nicht, sondern dachte nur immer Kätchens Erlösung nach; ermüdet setzte er sich endlich unweit des Klosters auf einer Anhöhe nieder, von der er das ganze Kloster übersehen konnte.

Jzt blinkten Lichter, bald in dieser, bald in jener Zelle. Er sah hoch auf um sein Kätchen zu finden, aber kein Gesicht ließ sich sehen. So wie die Lichter sich hatten sehen lassen — oder angebrannt worden waren – so verlöschten sie auch wieder. Es herrschte tiefe Nacht über das Kloster — der Mond gieng auf und versilberte die Fensterscheiben, wie die Thurmspitzen. Philipp sahe lange hin, und – in dem Langehinsehen war er doch endlich eingeschlafen.

Am Morgen, da er erwachte, waren alle Fensterscheiben im Kloster vor seinen Augen verschwunden. Eben erinnerte er sich,

da

da die Betglocke angezogen wurde, daß die Pförtnerin ihm gesagt, er solle um diese Zeit wiederkommen. Er gieng daher der Pforte zu, schellte: es wurde aufgethan: er gieng in den Betsaal, hörte Messe und Litaney; aber fand unter allen Nonnen sein Kätchen nicht. Mißmuthig schlenderte er den Klosterhof hinab; die Pförtnerin kam ihm entgegen und fragte, ob er seine Muhme gefunden?

Philipp war über diese Frage betreten, ließ sich zehnmal fragen, und antwortete das eilfte Mal noch nicht.

Die Pförtnerin gieng vorwärts: „Lieber Fremder, sagte sie im Gehen, Ihr suchet vermuthlich die Nonne, Eure Muhme, die unlängst wegen Liederlichkeit den Staupenschlag bekommen, und aus unserm Kloster gestoßen worden ist?"

Philipp. (mit verbißnem Schmerz) Und wohin nahm sie ihre Zuflucht?

Pförtnerin. Das alles kann ich Euch nicht sagen; genug: sie wurde abgestraft

für

für ihre Sünden; und immer noch Gnade genug, daß sie mit Vater und Schwester abziehen durfte.

Philipp. (nachdenkend) Mit Vater und Schwester? Wer war ihr Vater, wer ihre Schwester?

Pförtnerin. Umstände und Namen kann ich Euch nicht sagen. Aber das habe ich mit meinen Ohren gehört, daß der strafbaren Nonne ihre Schwester sehr gottesfürchtig war, selbst die Strafe zu gelinde hielt. —

Eben trat der Pförtner hinzu, unterbrach das ganze Gespräch, indem er sagte: ihr sprecht wohl von der armen unschuldigen Nonne, die unlängst gegeißelt worden ist? Das arme Kind! O, über den Rabenvater, und die Schlangenschwester! —

Pförtnerin. Du nimmst wohl gar ihre Parthie, und schiebst die Schuld auf die Eltern und unsre Priorin, wie sie gottloserweise auch gethan hat?

Pförtner. Auf niemand anders! denn man muß ein Kind nie zu etwas zwingen,

gen,

gen, wozu es keine Neigung hat: da kann nichts draus werden; am wenigsten thut der Zwang zum Kloster gut. Wir haben's ja mehrmalen erlebt, und itzt vom neuen wieder. Hätte ihr der Vater den Menschen zum Manne gegeben, den ihr Herz verlangte, so wäre all das Unglück nicht erfolgt.

Pförtnerin. Aber der Mensch soll doch auch gar nichts gehabt haben?

Pförtner. So hatte sie destomehr, und überhaupt, macht denn der Reichthum nur glücklich? — Du hattest nichts, ich hatte nichts; wir nahmen uns doch. —

Pförtnerin. Ja, das ist was anders? da wir durch die Gnade der Priorin den Dienst bekamen, und hätte ich nicht dem Herrn Prälaten von D . . . so etliche Jahre so gute und treue Dienste geleistet, so wär' es vielleicht auch noch nicht dahin gekommen.

Pförtner. Durch Fleiß und Arbeit würden wir auch ohne diesen Dienst nicht verhungert seyn; wie müssen viele Hundert

thun,

thun, die keinen Dienst haben, und leben vergnügt wie wir, und vergnügter wie der Prälat und die Priorin!

Pförtnerin. Das ist ganz was anderes! Aber was wollten Schwester Kätchen und ein Jägerbursche anfangen?

Pförtner. Die Jäger haben auch ihr Brod; und derweile, bis er's bekam, konnte ja der junge Mensch seinem Schwiegervater im Gasthofe beistehen.

Bei dem Namen Kätchen bebte Philipp zusammen; sein Herz wollte ihm aus dem Busen springen; er war überzeugt, daß die gegeißelte und verwiesene Nonne sein Kätchen, daß der Gastwirth ihr Vater sey. „Lebt wohl!" rief er, und damit flog er die Pforte hinaus, verfolgte die erste beste Straße, ohne zu wissen wohin; weder um noch hinter sich sehend eilte er fort.

Er mochte beinahe eine Stunde so gelaufen seyn, als ihm eine menschliche Stimme zurufte, und er seitwärts unter einem schattigten Baume einen Menschen sich aufrichten sah.

„Lieber Freund, sagte der Fremde, harret ein wenig. Könnt Ihr mir nicht sagen, ob ich auf dem rechten Wege nach dem Kloster St. * * * bin?“ Philipp stutzte ein wenig, dann erwiederte er: ja dies ist der rechte Weg, ich komme eben davon her.

Der Fremde. Und wie weit habe ich noch dahin?

Philipp. Das weiß ich selber nicht.

Der Fremde. Und seyd doch eben davon hergekommen?

Philipp. So eben! (sich den Schweiß von der Stirne wischend.) Ja, ich bin so in Gedanken gelaufen, daß ich weder gehört noch gesehen habe, was vor, hinter oder um mich vorgeht, und ich hätte Euch auch nicht bemerkt, wenn Ihr mir nicht so stark zugerufen hättet. Aber wo wollt Ihr denn hin?

Der Fremde. Ich habe es Euch ja gesagt, daß ich ins Kloster St. * * * will.

Philipp. Um Gottes willen, geht dahin nicht, Ihr werdet gegeißelt!

Der

Der Fremde sah Philippen eine ganze Weile an; er schloß und konnte nicht anders schließen, als daß desselben Sinne verwirrt wären. „Gegeißelt?" fragte er. „Ja wohl gegeißelt, versetzte Philipp, und seyd froh, wenn Ihr damit wegkommt, und nicht gar eingemauert werdet."

Der Fremde. Seyd Ihr denn auch gegeißelt worden?

Philipp. Ich nicht, aber eine Freundin von mir, eine Nonne – bis auf den Tod; und dann —

Der Fremde. (einfallend) Und vielleicht ist das dieselbe Nonne, von der ich so eben einen Brief in das gefährliche Kloster tragen soll.

Philipp. Einen Brief — in dieses Kloster – wer seyd Ihr denn, – und woher kommt ihr denn?

Der Fremde. Ich komme aus dem Kloster der guten Schwestern zu S. U***

Philipp. Dieses Kloster mögte ich schon besuchen.

Der Fremde. O, ja, das könnt Ihr; man wird Euch weder geißeln noch einmauern, sondern wohl aufnehmen, mit Speise und Trank laben, und obendrein einen Reisepfennig geben.

Philipp. Was stellt Ihr denn in diesem schönen Kloster vor?

Der Fremde. Ich bin zwar nur Klosterbothe daselbst, aber ich beneide, wegen der Zufriedenheit, keinen Abt.

Während dieser Rede blätterte der Fremde in seiner Brieftasche, wo mehrere Briefe sich befanden: „da habe ich nun, sagte er, in dieser Gegend überall Briefe von unsern Nonnen an ihre Eltern oder Verwandten abzugeben, die mir alle gut lohnen. Aber seht, (indem er einen Brief hinzeigte) dies ist der Brief von der Nonne, die unlängst in dem Kloster soll gegeißelt worden seyn, in welches ich selbigen so eben hintragen soll."

Stier blickte Philipp auf die Inschrift des Briefs. Es war Juliens Addresse

und — Kätchens Schriftzug. — Wie wüthend riß er den Brief aus den Händen des Fremden: „Mir den Brief!" schrie er, „er gehört mein!" und damit drückte er den Brief an seine Lippen, und sog mit Küssen daran, wie das Kind an seiner Mutter Brust. Uebergroße Empfindungen hatten sich seiner bemächtiget: er stürzte, wie todt, zur Erde. „Jesus, Maria! was ist Euch?" rief der Fremde, und bemühte sich ihn aufzurichten. Er hielt ihm ein Riechbüchschen unter die Nase, und endlich gelang es ihm Philipp wieder zu sich zu bringen. „Wo bin ich?" fragte dieser. „In guten Händen;" war die Antwort des Fremden. „Seyd Ihr nicht der Mann," fuhr Philipp weiter fort, „der den schönen Brief hatte? Sagt mir, wo kriegtet Ihr solchen her?" — Eine Nonne unsers Klosters gab mir ihn, daß ich selbigen in dieses Kloster bestellen möchte; erwiederte der Fremde.

Philipp bat den Fremden ihm den Brief noch einmal zu zeigen, allein dieser hielt es nicht für rathsam, indem er glaubte, der vor-

herige

herige Zufall möchte wiederkommen. Er machte Miene lieber weiter zu gehen, allein Philipp hielt ihn zurück, und bat ihn eine genaue Beschreibung von dem nächsten Wege nach seinem Kloster zu machen. Dies that der Fremde, und beide schieden dann in Frieden auseinander.

Philipp eilte, ohne Rast, den ihm vorgeschriebenen Weg hin, dachte weder an Speise noch Trank, den ganzen Tag, aber gegen den Abend meldete sich die Natur doch zu den nothwendigen Bedürfnissen: Durst, Hunger und Müdigkeit nöthigten ihn in einem Wirthshause einzukehren, das dicht an einem Walde lag, den er eben paßiren sollte. Die Nacht brach ein, Philipp entschloß sich in diesem Wirthshause zu übernachten, und legte sich, nachdem er sich gesättiget, mit noch zwei andern Reisenden auf die Streu.

Schon schnarchten Philipps beide Schlafgesellen, und eben war auch er von Wachen, Gehen und Jammern ermüdet, im Begriff einzuschlafen, als mit grossem Getöse die Hausthüre aufsprang.

Eine

Eine Räuberbande brach in der Mitternachtsstunde ein; alles wurde geplündert. Wirth und Gäste wurden fast bis aufs Hemde ausgezogen; alle, welche sich von ihnen widersetzten, noch überdies hart geschlagen, und mit gebundenen Händen und Füßen zurückgelassen.

Daß Philipp nicht verschont blieb, versteht sich.

Die Räuber nahmen ihm seinen blauen Ueberrock und seine paille Weste; baares Geld vermutheten sie bei einem armen, wandernden Jägerburschen nicht. Die einigen wenigen Gulden blieben in seiner Hosentasche undurchsucht und ungeraubt.

Erst mit Tagesanbruch gelang es den Gebundenen ihrer Stricke wieder los zu werden; ein Knecht, der sich im Stall versteckt und nun schüchtern sich wieder hervorgewagt hatte, leistete ihnen diesen Liebesdienst. Von eben demselben erkaufte sich Philipp, der doch nicht ohne Weste und Rock weiter gehen wollte, einen Zwillchkittel. Kaum befand er sich damit wieder in freier Luft, als ihm

plötzlich

plötzlich beifiel: daß sein Verlust eigentlich kein Verlust, sondern sogar eine Beförderung seines Planes zu nennen sey.

Er war vorher schon willens gewesen, sich im Kloster für einen Knecht auszugeben, der Dienste suche.

Dieser Kittel war zur Spielung einer solchen Rolle viel bequemer, als der beste Ueberrock, der nur Verdacht erweckt haben würde. In möglichster Geschwindigkeit gieng er nun alle die, freilich sehr oberflächliche, Futter- und Viehkenntniß durch, die er hier und da, theils zu Hause, theils in seinen Lehrjahren, theils in seinem Soldatenstande, theils von Hörensagen und Zusehen sich erworben hatte.

Der schwäbischen Mundart vollkommen kundig, war es ihm leicht, sich für einen Burschen aus Schwaben auszugeben.

Daß man Leute aus dieser Gegend hier zu Lande gern in Dienste nehme, war ihm bekannt. Daß alles nur auf einen guten Anfang, auf Fleiß und Ehrlichkeit ankomme; daß er bald lernen werde, was er noch nicht

wisse; dies hoffte er, und so – schritt er hastig fort, bis das Kloster, wo Kätchen lebte, wirklich vor ihm lag.

Wie schlug jetzt sein Herz! Wie überdacht' er sich wohl zehnmal, was er zu sagen habe; wie er bitten wolle, wenn man vielleicht ihn abweisen dürfte. Wenigstens dreimal gieng er rund herum, ehe er sich hinein zu schreiten wagte! — Aber wahrlich, diese letzte Besorgniß war äußerst überflüßig. Denn kaum sah ihn der Viehmeister, kaum vernahm er Philipps erste Worte, so rief er: „Bursche, Du kommst wie gerufen! Schon lange hätten wir gern einen braven Schwaben gehabt. Unser jetziger Matthes taugt nicht einmal fürs Rindvieh. Ich will Dich sogleich bei unsrer ehrwürdigen Frau Mutter aufführen, und Du kannst vielleicht heute Abend noch Futterknecht werden." —

Das höchste Ehrenamt im Staate kann dem Eitlen, der schon zwanzig Jahre darnach buhlte, und es nun unerwartet empfängt, nicht so viel Freude machen, als Philippen diese Zusage.

„Jesus und Maria! wenn ich sie heute noch sähe!“ dachte er, folgte halb freudig, halb zitternd seinem breitschultrigten Gönner an's Sprachgitter nach; stellte sich unvermerkt auf die Zehen, um tiefer hineinblicken zu können, und sahe — nichts. Aber gedungen ward er allerdings, und noch diesen Tag an seine Pflicht gestellt, die er zu erfüllen versprach, so gut er konnte und – wußte.

Wirklich versäumte er nichts, was in seinen Kräften stand, und am allerwenigsten – die Kirche.

Schon den andern Tag fragte er das übrige Gesinde, weit hergeholt, über diese oder jene Nonne aus, bis er endlich auf die seinige kam.

Zwei von den Mägden kannten dieselbe, und sagten: daß dieselbe stets traurig und kränkelnd aussehe; daß sie aber von allen Uebrigen im ganzen Kloster geliebt werde. Er gab vor, sie ehemals gekannt und bei ihrem Vater gedient zu haben, und die Mägde riethen ihm, sie ans Sprachgitter rufen zu lassen. Aber er wagte dies nicht, denn er

vermuthete, ihr Vater werde der Aebtißin gewiß die Ursachen von ihrer Einkleidung entdeckt haben; und ein einziger Ausruf, ein einziges bestürztes Wort, wenn sie so jähling ihn erblicke, könne alles verrathen.

Er wollte, daß sie ihn erst von weitem sehen, das übrige errathen, und auf ein Gespräch sich selbst vorbereiten sollte. Er gieng daher vierzehn Tage lang unablässig in die Vesper. Er sah sie endlich wirklich: blaß, abgehärmt, nur einem Schatten von seinem ehemalichen Kätchen gleich; aber er ward nicht von ihr wieder gesehen.

Keine Nacht konnte er, von dieser Zeit an, schlafen: er dachte an Kätchen, an sein aus Frankreich mit gebrachtes Geld — und, wenn alle Stränge reissen, schloß er bei sich, wenn ihr Vater sie dir auf immer verweigern will, so nimmst du dein Geld und gehst nach Amerika, kaufst da einen Strich Landes, machst solchen urbar und lebst dann mit deinem Kätchen ungestört herrlich und in Freuden.

Aber bald schwand ihm diese freudige Aussicht wieder, wenn er Kätchen, sein Kätchen sich als Nonne und — in den vesten Klostermauern dachte. Aller Muth fiel ihm dann, aber doch nicht auf immer: sein unternehmender Geist fand Möglichkeiten, und so kehrte der Gedanke an eine Entführung wieder bei ihm zurück. Bald ward dies sein Lieblingsgedanke und er verfolgte solchen bei Tag und Nacht; er unterließ nichts alle mögliche Vorbereitungen dazu zu treffen: sorgfältig machte er sich, rund ums Kloster herum, alle Wege und Stege bekannt, und war in wenigen Tagen schon gewiß, wohin er seinen Pfad einschlagen sollte.

Auf einem Jahrmarkte, der so eben im nächsten Städtchen gehalten wurde, kaufte er für die Hälfte seines noch bei sich habenden Geldes den vollständigen Anzug einer Magd, unter dem Vorwande, es sey für seine Liebste.

Froher, als ein König über die Eroberung eines ganzen Reichs, eilte er damit dem Kloster zu; verbarg die Kleider sorgfältig

im

im Stall, und hoffte in selbigen bald sein Kätchen zu sehen, und mit ihr zu entfliehen.

„Sie wird mich doch endlich einmal gewahr werden!“ dacht' er, so oft er wieder vergebens aus der Kirche gieng. — „Guter Himmel, laß sie heute auf mich herabschauen und mich erkennen!“ seufzte er jeden Morgen, wenn er aufstand.

Ob er seines Wunsches zuletzt noch theilhaftig geworden wäre? Ob er durch Gitter und Mauern zu dringen vermocht hätte? dies weiß nur derjenige, der selbst das Reich der Möglichkeiten mit untrüglichem Blick durchschaut. Genug, daß ein unvermutheter Zufall bald seiner ganzen Lage eine andere Gestalt ertheilte.

Es erscholl jetzt erst in der ganzen Gegend, was unser Philipp längst und allzu gut wußte: daß in der und der Nacht ein Wirthshaus von Räubern überfallen und geplündert worden sey. Man setzte auch hinzu: Einer dieser Räuber, ein alter, armer Jäger aus einem Dorfe, unweit der Gränze, sitze bereits im Arrest, und man hoffe durch ihn,

den

den Schwarm seiner Spießgesellen zu erfahren.

Auch Philipp hörte dieses letztere, gleichsam wie im Schlafe. Die Beschreibung paßte freilich auf seinen Vater, aber, lieber Gott, es gab ja der alten armen Jäger in der Gegend wohl mehrere, und wie konnte er auch nur einen Augenblick argwohnen, daß ein so tugendhafter Greis in der kleinsten Verbindung mit dem Laster stehen sollte. —

Ach, nicht lange dauerte diese seine Ruhe! Schon den andern Tag erzählte die Klosterschafferin laut: „Gestern Abends habe die Schwester Käthel einen Brief von ihrem Vater erhalten, mit der Nachricht: es „sey nun erwiesen, daß der alte Jäger, Georg „Walther, im Dorfe * *, das Haupt, oder „wenigstens der Diebshehler einer Räuberbande sey. Er habe selbst alles gestanden „als man ihn an Ort und Stelle, wo der „Raub vorgegangen, gebracht, und sitze nun „in Ketten und Eisen zu * * *; (eine Stadt, „zu der dasselbe Kloster gehörte, worin Kätchen und Philipp sich befanden) und werde „wohl

„wohl bald sein Todesurtheil empfangen. „Die Schwester Käthel sey über diesen Brief „bald in Ohnmacht gesunken; und befinde „sich seitdem noch kränklicher, als bisher."

Wie ein Heckfeuer durchlief diese Rede die ganzen Klostergebäude. Als Philipp sie vernahm — nein! es ist unmöglich zu beschreiben, was er dabei empfand; wie nahe auch ihm eine Ohnmacht, ein sichtliches Erstarren, ein sich verrathender Ausruf war! Er eilte in seine Kammer; er warf sich im sinnlosesten Schmerz auf sein Lager; er überdachte — verwarf — beschloß.

Zwiefach war sein Vorsatz. Heute noch in die Stadt — ins Gefängniß — zu seinem in Ketten und Banden sitzenden Vater zu eilen; aber auch vorher noch, es komme daraus, was da wolle, Kätchen zu sprechen.

Er ließ sie ans Sprachgitter rufen. Er hatte (so selten ist auch hohes Unglück ganz ohne einen kleinen Beisatz von Glück!) durch ein Ohngefehr den Vortheil, daß sie allein kam.

Sie

Sie erstarrte, sie schrie auf, als sie ihn erkannte. Aber sie faßte sich doch bald, und hörte, was er ihr sagte. Er erzählte ihr in wenigen Worten alles; auch seinen Vorsatz, warum er schon seit einigen Wochen hier sey. — Er eile jetzt, schloß er, um zu erfahren, was er einem Engel vom Himmel selbst nicht glauben werde, — zu erfahren: ob sein Vater schuldig sey? Sey er es nicht! könne er gerettet werden, so komme er wieder; so solle sie von nun an sorgsamer vom Chor herabsehen; so — hier brach er ab, und wollte fort.

Sie rief ihm nach. Sie suchte noch ein paar Worte Trost ihm zuzuflüstern; aber sie mischte auch ein paar unsäglich herbe hinein. Denn sie schlug ihren Schleier zurück, zeigte ihm ihr todtenbleiches Gesicht, und seufzte: „Schließ aus ihm, was ich leide!"

Jetzt hätte Schluchzen und Weinen ihn verrathen müssen, hätte auch nur ein fernes Auge ihn gesehn, ein fernes Ohr ihn gehört. — Er gieng fort. — Er eilte, ohne einem Menschen etwas zu sagen, aus dem

Kloster.

Kloster. Daß es ihm nun nicht möglich sey, wieder dahin zurückzukehren, wenn auch alles übrige sich noch so glücklich entscheide; — dies fühlte er in dem unendlichen Gewirre seiner jetzigen Gedanken nicht.

Sein Weg gieng gerade nach der Gerichtsstätte, wo, dem Vernehmen nach, sein Vater gefangen saß. Unterwegens bei jedem ihm Begegnenden erkundigte er sich nach dem eigentlichen Verlauf dieses Handels, in welchem er immer noch ein unerklärliches Räthsel erblickte. Nirgends erfuhr er etwas bestimmtes.

Erst am Orte selbst gieng ihm über alles ein nur zu helles, nur zu trauriges Licht auf.

„Inquisit, (erzählte man ihm) sey ein alter armer Jäger, der nie viel baares Geld gehabt, noch haben können, weil er bloß vom Garnstricken gelebt, und nicht einmal viel neue Netze und Garne, sondern mehr altes Flickwerk gemacht habe. Aber erst vor kurzem habe er sich zwei Mal so viel Garn wie sonst und andere Sachen eingekauft, sich

neugekleidet, und immer einen Beutel bei sich herumgetragen, in welchem wenigstens etliche dreissig bis vierzig Goldkarolins, ohne das Silbergeld befindlich gewesen. Dies habe Verdacht erregt; zumal da so eben alles von jenem beraubten Wirthshause der Rede voll gewesen, und dem Wirthe daselbst, seinem Angeben nach, funfzig und drüber baare Karolins entwendet worden wären. Man habe daher diesen Alten verhaftet, und gefragt: woher er zu diesem Gelde gekommen? Sehr erschrocken habe er geantwortet: Sein Sohn hätte solches aus der Fremde mitgebracht; sey nicht länger als einen Tag und eine Nacht bei ihm geblieben, und dann wieder weiter gegangen; er wisse selbst nicht: wohin?" —

„Sehr unwahrscheinlich sey diese Angabe gewesen; noch mehr sey sie es dann geworden, als man an die Gemeinde des Dorfs geschrieben habe. Denn kein Mensch habe dort etwas von dem Fremdling wissen wollen; alle hätten zwar dem alten Georg das Zeugniß eines stillen, dem Anschein nach from-

frommen Lebenswandels gegeben, auch hinzugefügt: Wie er auf ehrliche Weise und mit einem Mal zu so vielem Gelde gekommen, sey ihnen unbegreiflich." —

„Da also seine erste Aussage falsch erfunden worden; da überdies der angebliche Aufenthalt des Sohnes gerade mit dem Tage jenes Raubes übereingetroffen, so habe man den alten Georg in die Folterkammer gebracht. Auch dort hätte er noch geläugnet. Aber Daumschrauben und spanische Stiefeln hätten ihm bald die Zunge gelöset. Er gebe sich nun vollkommen schuldig; nur, sonderbar, keine Mitschuldigen wolle er gestehen; und werde daher wahrscheinlich noch diese Woche wieder einmal gemartert werden."

Philipp, als er dies alles — man kann leicht denken, mit welchen Gefühlen! — vernommen hatte, floh noch einmal hinaus ins Freie. „Gerechter Gott, rief er, was hab' ich angerichtet? An welchem Unglück ist meine Unvorsichtigkeit und blinde Leidenschaft Schuld! Wie viel Grund herrscht in jenem Verdacht der Menschen gegen meinen

Vater, und wie so grundlos ist doch alles!" —

Daß er ihn retten, ihm, der bloß seinetwillen so viel gelitten habe, noch leiden solle, beispringen – und zwar gleich beispringen müsse; darüber war er entschieden; nur, wie er das anzufangen habe? das wußte er nicht.

Daß er hingegangen wäre, sich gemeldet hätte; gesagt, wo und wie er indeß gelebt hätte; gebeten, man möchte nach Strasburg schreiben; und so weiter — dies wäre der natürliche, vernünftige Weg gewesen. –

Aber wann ist kühle Vernunft mit heisser Leidenschaft gepaart? Und dann, aufrichtig gestanden, war selbst bei dieser einfachen Erzählung — nicht gerechnet, daß sie zu einer weitläuftigen Untersuchung leitete — noch verschiedenes, was sich nicht gerade herausgestehen, und eben deswegen auch schwer aufklären ließ. –

Warum hatte er sich denn damals vier und zwanzig Stunden lang bei seinem Vater, einem Verbrecher gleich, vor aller Augen

gen versteckt? Wo war er seitdem gewesen? Was hatte ihn zu dieser letzten Verkleidung bewogen? Warum war er aus Strasburg desertirt und nicht wieder zu seinem Regimente gegangen? Auf welche Art konnte er in so kurzer Zeit, als Gefangener, so vieles Geld verdient haben? Wo waren die Uhren, die goldne Frauenzimmerhalskette, die feine Wäsche und dergl. hergekommen? Und ein für ihn noch sehr wichtiger Punkt: Warum hatte er die Rolle eines schwäbischen Viehknechts gespielet? — Daß er im Sinne gehabt, Kirchen- Kloster- und Nonnenraub zu begehen, dies dünkte ihm (und auch nicht ganz ungegründet) werde jedem sogleich einleuchten. Daß dies auch, im bloßen Vorsatz schon, ein Tod verdienendes Verbrechen sey, wähnte seine fromme Einfalt. Daß er dann — und dies galt ihm mehr als Schaffot und Tod – seinem Kätchen neuen Gram, wohl gar neue Erschwerung ihres Schicksals zuziehen dürfte, besorgte er ebenfalls; und endlich – was er sich selbst nicht ganz entwickelte, was aber

jedoch

jedoch nicht minder gewiß in ihm nagte! — und zuletzt hatte er noch einen Grund, dem Leben abgeneigter als bisher zu seyn. Er hatte Kätchen in der Nähe gesehen — daß sie noch sein werden sollte, hoffte er von nun an weniger; daß eine unheilbare Abzehrung an ihrem Leben nage, befürchtete er. Ihr alsdann zuvor, oder bald nachzueilen wünschte er. Und aus allen diesen sich durchkreuzenden Gedanken entstand endlich plötzlich der Vorsatz, sich selbst an seines Vaters Statt für den Thäter jenes Raubes anzugeben.

So rasch, als hätte er schon viel zu lange gezaudert, flog er nun in die Wohnung des Kriminalrichters, bat vorgelassen zu werden, und sprach, als er's ward: „Gnädiger Herr, Sie haben einen Greis im Gefängniß, der nie noch eine Lüge redete, ausser damals, als er sich eines Lasters schuldig gab; eines Lasters, das nicht er, wohl aber ich begieng! Ich bin der Räuber, der in jenem Wirthshause einbrach. Ich stahl nicht nur, sondern ich betrog auch; denn ich gab

jene gestohlne Summe für einen redlich erworbenen Lohn aus. Mir gehören die Ketten, nicht ihm! Ihn erklärt für den redlichsten Mann! Ueber mich richtet, wie das Gesetz es mit sich bringt!"

Der Richter staunte nicht wenig über dieses Bekenntniß und diese Forderung. So pflegte ein Verbrecher nicht auszusehen, noch weniger so zu sprechen. Auch konnte es nicht Wahnwitz seyn, der etwas begehre, ohne selbst zu wissen, was? Er redete daher dem Jünglinge zu, noch einmal zu überdenken, was er jetzt angezeigt habe. Aber Philipp bestand vest und wiederhohlt darauf. Er schwur mit tausend Eiden, sein Vater sey schuldlos. Er versicherte eben so oft, unter ihnen Beiden sey er der einzige Strafbare.

Endlich willfahrte ihm der Richter. Der alte Georg wurde in die Gerichtsstube gebracht, wo auch Philipp war; und eine neue Untersuchung sollte beginnen.

Schrecklicher Anblick für Beide sich hier und so anzutreffen! Einer in Ketten, der Andere im Begriff, solche für sich selbst

zu fordern. — „O mein Vater!“ — „O mein Sohn!“ — riefen sie beide zugleich; stürzten einander in die Arme; und wollten sich nicht wieder trennen.

Man gebot Stille; doch Philipp schrie laut: „ich höre und spreche nicht, bis ich die Bande empfange, die der Edelste aller Väter unschuldig trägt!“ — „Mein Sohn, mein Philipp! was verlangst Du?“ rief der Vater ihm entgegen.

Abermals gebot der Richter beiden zu schweigen und zu hören; doch immer rief der Sohn: „Gestrenger Herr, ich habe nichts erst mit anzuhören, aber viel, sehr viel zu sagen. O Vater, Vater!“ — indem er kniend dessen zitternde, geschlossene Rechte ergriff und wohl hundertfältig küßte: — „vergebt mir, daß ich Böses thun konnte, und es auch wirklich that! Vergebt mir, daß ich Euch überredete, jenes Geld sey ein mühsam erspartes, abgedarbtes, redlich verdientes Geld. Ich habe nichts verdient; ich habe alles geraubt. Ich war ein Mitgeselle der Diebsbande, und bin weder in der Gefan-

fangenschaft in Strasburg, noch sonst wo gewesen, sondern habe mich beständig auf den Gränzen hier herumgetrieben." – „Du hast mir aber doch schon Geld aus Strasburg, durch den Kaufmann, Herrn Rothen geschickt;" fiel der Vater ein: „er selbst und noch jemand hatten das letzte Mal noch ein Geschenk dazu gelegt. Ich habe die Briefe sämmtlich aufgehoben." — „Das waren gemachte Briefe, dergleichen man aus einer Stadt datirt woher man will."

Vater. Aber ich habe doch Dir und Herrn Rothen wieder geantwortet.

Philipp. Alles dies ist zu machen; kurz, es war alles Vorspiegelei, damit Ihr und niemand hinter meinen Lebenswandel kommen solltet. Wahr ist's, daß ich meinen Diebsantheil immer gespart und zusammengehalten habe, um endlich einmal etwas damit anzufangen; nur noch ein paar beträchtliche Versuche wollte ich mit meiner Bande mitmachen; die Nacht zu dem einen war schon bestimmt, darum verließ ich Euch so bald wieder, und gebot Euch niemanden von

meiner Anwesenheit etwas zu entdecken. Ich gab Euch dies Geld zum Aufheben; und dieses unselige Geld hat Euch in Verdacht und Gefangenschaft gestürzt. Als ich von Eurer Einziehung hörte, erwachte mein Gewissen fürchterlich. Es läßt mir Tag und Nacht nicht Ruhe. Hier bin ich, um solches zu versöhnen, und Euch zu erretten. Vergebt mir; aber vergeßt auch in dem nämlichen Augenblicke ganz, daß Ihr einen Sohn hattet, der bis zum schändlichen Diebe herabsinken konnte. —

So ungefähr sprach er, sah gen Himmel, dann wieder auf den Greis; rang die Hände und weinte. Aber noch wehmüthigere Blicke, noch bangere Zähren machten die Antwort des Greises aus. Als er endlich schien sprechen zu wollen, übermannte ihn vollends der Schmerz; ohne Laut sank er unbeweglich zu Boden.

„Gott, Gott! er stirbt, und keine Vergebung!" schrie Philipp, und warf sich neben ihn. Sein Reiben, sein Rufen, und einige herbeigebrachte stärkende Wasser, be-

lebten

lebten den Halbtodten wieder. Auch er umarmte jetzt den Sohn. „Philipp, mein Philipp ein Verbrecher? Du ein so lieber, frommer Knabe, ein so sittsamer Jüngling, Du jetzt als Mann ein Bösewicht! Nein, nein, daß ist nicht möglich. Du belügest dich und uns alle! Du willst mich retten, und weiter nichts! O nein, laß mich sterben, wenn doch einer von uns sterben soll! Meiner Tage sind noch wenig; keinen derselben mag ich ohne Dich verleben. Lebe, wie bisher! und wärest Du auch — was ich nicht glauben will, — wärest Du wirklich das, wofür Du Dich angiebst - nun so lebe, um Dich zu bessern; um Gott die Sünden abzubitten, die Du begiengst."

„Nein, nein, mein Vater," versetzte Philipp mit Heftigkeit: „ihr sollt leben, noch lange leben! um mir viel - um mir dann noch viel zu vergeben, wenn ich schon modre."

Im Angesicht des ganzen Gerichts stritt sich so der edle Vater mit dem noch edlern Sohne. — Alles war in Stillschweigen

ver-

versunken; alle Anwesende fühlten, daß eine solche Szene an diesem Orte sich noch nicht ereignet habe. Ein alter Polizeysoldat, zur Wache des Delinquenten beordert, rief: „bei allen Heiligen, hätt' ich einen solchen Burschen zum Sohn, er sollte mir nicht sterben, und wenn die ganze Hölle gegen ihn aufstände!" — und als ihm der Richter still zu seyn winkte, wischte er sich eine Thräne aus dem Auge, lehnte seinen Spieß an die Wand, und gieng mit den Worten hinaus: „Wahrlich, hier wär' eine Wache unnütz!"

Sohn und Vater wurden nun getrennt. Dem Letztern nahm man so fort die Fesseln ab; kurz darauf ward er in allen Gerichtssälen, auf allen Kanzeln, und in allen öffentlichen Blättern des Landes für einen rechtschaffnen, unschuldigen und redlich erfundenen Mann erklärt.

Traurig schied er von seinem Sohne; denn er fühlte es im Innersten seines Herzens, daß dieser bloß für ihn, ohne ein Laster begangen zu haben, sich opfre.

Zärtlich, doch gefaßt, blickte der Jüngling ihm nach.

Er fühlte die Wonne, eine gute That gethan zu haben. —

Beim Verhör wiederholte er umständlich, was er vorher ungefragt angegeben hatte. Selbst, als man ihn um die Namen und den Aufenthalt seiner Mitgesellen befragte, wußte er seine Unwissenheit in diesem Punkte auf eine Art zu entschuldigen, die seinen Richtern unverwerflich schien.

Seine Ausflucht war diese:

„Es sey ihm, da er eben von seinem vorigem Lebenswandel abgestanden, und mit dem zusammengeraubten Gute nach Hause kehren wollen, unweit jenes Wirthshauses eine neue Räuberbande aufgestoßen, die ihn anfangs selbst berauben wollen; da er sich aber deutlich erkläret, weß Geistes Kind er selbst sey, habe man ihn gefragt, ob er in dasiger Gegend bekannt sey, und da er solches bejahet, hätte man ihm den Antrag gemacht, Mitglied von der Gesellschaft zu werden. Seine Sucht nach Reichthum habe

ihm diesen Antrag annehmen heissen; er selbst habe den Anschlag zu Beraubung des mehrgedachten Wirthshauses vorgeschlagen, welcher auch in der darauf folgenden Nacht ausgeführt worden wäre. Mit dem hiervon auf seinen Antheil fallenden Raube und dem vorigen Raubvermögen, habe er sich schon am andern Morgen von dieser Räuberbande wegbegeben, und sey zu seinem Vater geflüchtet. Zwar hätte er versprochen noch zwei ansehnliche Rauberenen, welche ihm die Gesellschafft vorgeschlagen, davon ihm aber die Ortsnamen entfallen wären, mit ausführen zu helfen, in dieser Absicht habe er auch nach einem vier- und zwanzigstündigen Aufenthalt seinen Vater wieder verlassen; habe aber nachher die Gesellschafft nicht wieder getroffen; aus Besorgniß, sie sey unter der Zeit eingefangen worden, habe auch er sich vor dem Arm der Gerechtigkeit hier nicht sicher geschäzt, und anstatt wieder zu seinem Vater umzukehren, sey er weiter gewandert. Mithin könne er, seiner kurzen Gemeinschaft halber, keine Auskunft von

jener Bande geben; außer, daß er manche davon gewiß wieder kennen würde, wenn er sie zu Gesicht bekommen sollte."

Bei einem so aufrichtig seine Schuld gestehenden Delinquenten, bedurfte es keiner langen und mühsamen Untersuchung. Die Kriminalgerichte in dem dasigen Lande sind zwar nicht eilfertig, aber doch immer viel schneller als in Sachsen. Daher ward in zwei Monaten und etlichen Wochen Philippen sein Spruch bei offnen Thüren und Fenstern, vor einer großen Menge von Zuschauern verkündiget; und dieser Urthelsspruch war — das Schwerdt.

Alle staunten über die Gegenwart des Geistes, mit welcher er diesen Ausspruch vernahm. Eines so heitern, seelenvollen Auges auf seine Richter so wohl, als auf das Volk gerichtet, einer so unschuldig erhabenen Miene, bei einem gemeinen Jüngling, konnte sich kein Greis, kein altes Mütterchen erinnern. — Mancher Bösewicht ward gerührt, mancher minder gute Sohn

von einer unwillkührlichen Schaam ergriffen. —

Drei Tage waren noch zwischen diesem Spruch und seiner Vollstreckung übrig. Auch diese sollten nicht ohne eine neue Prüfung vorbeigehen.

Zwei Gegenstände füllten noch im Kerker seine ganze Seele; und diese waren — wie leicht zu errathen — sein Vater und Kätchen.

Von dem Erstern sprach er sehr viel; fragte bei jeder Gelegenheit, und jeden, der ihn besuchte, nach ihm; empfahl ihn jedem wackern Menschen zur Unterstützung, und hatte die freudige Beruhigung zu erfahren: daß sich wirklich schon ein Menschenfreund, ein ziemlich reicher Beamter gefunden habe, der diesem ehrwürdigen Greise lebenslänglichen Unterhalt zusichere.

Aber von Kätchen wagte er freilich nicht ein Wort zu sprechen; ja, hätte so gern, um nicht muthlos zu werden, auch seine Gedanken von ihr abgezogen, wenn

dies nicht so unzertrennbar mit seiner ganzen Dauer verknüpft gewesen wäre.

„Ach, daß sie nicht wüßte, nicht erführe, welches Ende es mit mir nehmen wird!“ so seufzte er täglich, indem sie — längst alles wußte.

Ihr Vater, wie wohl sie nun, in einer Krankheit, seinem – oder vielmehr Marianens, ihrer Schwester — Eigensinn sich aufgeopfert hatte, doch immer noch voll Groll gegen ihre standhafte Liebe, schrieb ihr, mit eben der schadenfrohen Bitterkeit, mit welcher er schon Georgs Verhaftung ihr gemeldet hatte, von Philipps Haft und wahrscheinlich nahem Tode. —

„Nun,“ fügte er hinzu, „hoff' er doch, daß sie einen so Unwürdigen hassen, und es bedauern würde, ihn einst geliebt zu haben.“ —

Eben lag die arme Kränkelnde auf ihrem Lager, und dachte an ihren Philipp, als man jenen Brief ihr brachte; hastig und zitternd griff sie darnach; riß ihn schnell

auf;

auf; glaubte eine beßre Nachricht von Philipps-Vater zu finden, und fand — ihren Tod.

„Mutter Gottes und alle Heiligen," schrie sie laut: „steht mir bei! Mir und ihm! Er ist unschuldig, ist rein, wie ein Engel des Lichts! – Ich, ich allein bin seine Mörderin. Liebe zu mir und zu seinem Vater trieben ihn an, sich einer That schuldig zu geben, die er nie begieng – nie begehen konnte!" –

Entkräftet und sinnlos sank sie zurück. Ihr Auge drohte zu brechen, ihr Puls still zu stehen; ihr Odem blieb aus; kalter Schweiß trat auf ihre Stirne. Mit unsäglicher Mühe brachten sie zwar ihre Schwestern wieder zu sich; doch der Stab war über ihr gebrochen.

Sie befand sich einige Tage hindurch in einer Art von stiller Raserei. –

„Hat er noch nicht ausgelitten?"

Dies blieb ihre gewöhnliche Frage, die sie wohl hundert Mal des Tages wiederhohlte.

Am

Am Ende der Woche kam sie zwar wieder zu ihrer Vernunft; doch Schwermuth und Abzehrung eilten nun mit ihr zum Ende.

Wenige Stunden vor demselben ließ sie ihren Beichtiger rufen, vertraute ihm alles; gestand, daß sie noch jetzt Philippen liebe, und bat ihn: er möge doch zu selbigem in den Kerker gehen, und ihn in ihrem Namen beschwören, sein Blut nicht unnütze zu vergießen; nicht allzu sehr nach jener Welt zu eilen, damit er nicht durch Uebereilung vielleicht auch dort von ihr geschieden bleibe. Und, nachdem der Priester ihr mit Hand und Mund versprochen, dies auszurichten, wandte sie sich auf die andere Seite, sprach nicht mehr. – Alle Nonnen riefen: „Sie ist aufgelöset; sie ist gestorben.“

Welche Nachricht für Philippen, als der Geistliche seinem Versprechen treulich nachkam! Doch war er nach der ersten Stunde der Wehmuth, diesmal auch noch zum Troste sich selbst genug.

„Sie

„Sie hat also ausgelitten," dacht' er, „und ich werde bald bei ihr seyn. Mein Tod kann nicht für eine Uebereilung gelten! Ich suchte ihn nicht muthwillig; ich dulde ihn nur, um meinen Vater retten. Ich bin unschuldig; aber dieser wäre ja, noch viel unschuldiger, doch hingerichtet worden, hätte ich mich nicht statt seiner gestellt."

Mit einer solchen Heiterkeit des Geistes, mit einem, in den Augen eines höhern Richters ihn noch stärker ehrenden Gefühls, — mit dem Gefühle seiner großen That eigentlich nichts großes zu thun! — sah' er dem letzten Tage entgegen, der wirklich bereits anbrach.

Er trat nun seinen Gang zum Hoch- und Blutgerüste an. Er schritt so getrost zu, er blickte so ruhig und freundlich um sich, als gält' es einem Andern, nicht ihm.

Unzählige Menschen — wie es allemal bei dergleichen Gelegenheiten geschieht — drängten sich herbei, ihn zu sehen; alle bewunderten, alle bedauerten ihn; alle wünschten ihn minder strafbar, oder die Gesetze diesmal minder strenge, damit er noch Verzeihung und Erlassung der Strafe erhalte.

Aber an diese war nicht zu gedenken; schon war er auf dem Schafot; schon saß er auf dem niedrigen Stuhl des Todes; schon waren ihm die Augen verbunden; und — indem der Nachrichter das Schwerdt entblößte, um seinen Nacken durchzuhauen, rief ein Priester dem Schlachtopfer noch einige Worte des Trostes zu, die sein Herz beim unwillkührlichen Kampfe der Natur nicht mehr verstand; als plötzlich

unter

unter den Zuschauern sich brüllend eine Stimme erhob:

„Halt, Scharfrichter, halt' ein! und berühre diesen Heiligen nicht! Er ist ein Engel. Der Teufel, der Strafe verdient, bin ich!"

Ein namenloses Erstaunen bemächtigte sich aller, die das hörten.

Das Schwerdt senkte sich in des Nachrichters Händen.

Priester, Gerichtspersonen, alle, die auf und unter dem Schafot standen, blickten nach der Gegend hin, wo diese Stimme hergekommen war.

Schnaufend drängte sich ein Mann, in einem blauen Ueberrocke, durch die Menge, die ihm gern Platz machte, gegen das Hochgericht hin. Er stieg sogar auf dasselbe hinauf, und rief dann, zwar nicht mehr so schmetternd, wie vorher, doch laut genug, um weit gehört zu werden: —

„Hier überliefere ich mich einer längst verdienten Strafe. Der dort oben hat mir viel zu vergeben; aber diese Sünde, einen Gerechten für mein Verbrechen, einen Heiligen für mein Laster bluten zu lassen — diese Sünde würde selbst das Maaß seiner Großmuth übersteigen. Schon jetzt tobt das Gefühl von ihrer Möglichkeit hart genug in mir. — Ich bin der Ueberfaller, der Einbrecher und Räuber jenes Gasthofes. Auch alle meine damaligen Helfershelfer könnt ihr jetzt hier haben. Ich will sie Euch von dieser Höhe herab mit dem Finger zeigen. Seht, die dort so eilfertig

„aus dem dichten Haufen sich zur Flucht drän„gen; alle diese gehören zu meiner Rotte; aber „nicht dieser Unschuldige! — Und Du, edler, „junger Mensch, warum konntest Du Dir selbst „ein Bubenstück und mehrere andichten, die „Du nie begiengst? Warum wolltest Du für „diejenigen leiden, unter deren Händen Du „selbst gemißhandelt und bestohlen warst? „Jetzt erst kenne ich Dich! Ich — der Dir „selbst Deinen **blauen** Ueberrock auszog, und „wegnahm, weil Du sonst nichts hattest. — „Ist es nicht so wahr? — Ist es nicht dieser „Ueberrock hier, den ich noch auf meinem Lei„be habe? — Rede! Aber sprich die Wahr„heit!“ —

Schon waren Philippen die Augen wieder aufgebunden, die Hände gelöst, aber noch befand er sich halb bewußtlos: zwischen Tod und Leben. Auch als er endlich der Sprache wieder fähig war, als seine Besinnung zurückkehrte, waren seine ersten Worte — nicht Worte der Freude: — „Grausamer,“ erwiederte er: „warum behielst Du meinen blauen Ueberrock nicht? — Warum rufst Du mich von der Pforte des Todes zurück? — — Du sprichst freilich wahr; aber ich werde aus einem Schlafe erweckt, wo mir schon süß genug von meinem Vater, von der Ewigkeit, und auch von — Kätchen träumte!!“ — — —

„aus dem dichten Haufen sich zur Flucht drän=
„gen; alle diese gehören zu meiner Rotte; aber
„nicht dieser Unschuldige! — Und Du, edler,
„junger Mensch, warum konntest Du Dir selbst
„ein Bubenstück und mehrere andichten, die
„Du nie begiengst? Warum wolltest Du für
„diejenigen leiden, unter deren Händen Du
„selbst gemißhandelt und bestohlen wardst?
„Jetzt erst kenne ich Dich! Ich — der Dir
„selbst Deinen **blauen** Ueberrock auszog, und
„wegnahm, weil Du sonst nichts hattest. —
„Ist es nicht so wahr? — Ist es nicht dieser
„Ueberrock hier, den ich noch auf meinem Lei=
„be habe? — Rede! Aber sprich die Wahr=
„heit!“ —

Schon waren Philippen die Augen wieder aufgebunden, die Hände gelöst, aber noch befand er sich halb bewußtlos: zwischen Tod und Leben. Auch als er endlich der Sprache wieder fähig war, als seine Besinnung zurückkehrte, waren seine ersten Worte — nicht Worte der Freude: — „Grausamer,“ erwiederte er: „warum behielst Du meinen blauen Ueberrock nicht? — Warum rufst Du mich von der Pforte des Todes zurück? — — Du sprichst freilich wahr; aber ich werde aus einem Schlafe erweckt, wo mir schon süß genug von meinem Vater, von der Ewigkeit, und auch von — Kätchen träumte!!“ — — —

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Andrae, Heinrich F.

Der arme Philipp eine wahre Geschichte (aus den bambergischen Landen)

Bd.: 1

Halle 1800

Bamberg, Staatsbibliothek -- MvO.L.g.o.337#1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11750907-2
VD18 80190650-001